DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 50

DM 1,20

Österr. S 8; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr 2.50 incl. oms
Italien L 500; Spanien Pts 30
Printed in Germany

Rha-Ta-N'mys LEICHENSCHLUCHT



Nr. 50

Rha-Ta-N'mys Leichenschlucht

Am Vorabend seines Todes äußerte der alte Mann einen Wunsch: »Ich habe fast alle seine Filme gesehen«, sagte er zu der Pflegerin, die seit drei Wochen Tag für Tag in das Haus des Kranken kam und sein Sterben miterlebte. Er hatte es abgelehnt, einen Arzt hinzuzuziehen. Ronald Martin wußte, daß seine letzte Stunde gekommen war. Er wollte nicht durch Infusionen und elektronische Geräte eine künstliche Lebensverlängerung bewirken. Der Alte war der Überzeugung, daß das natürliche Ende nicht durch irgendwelche Manipulationen hinausgezögert werden sollte. »Ich habe deshalb einen Wunsch, Miss Gendine: ich möchte ihn gern persönlich kennenlernen.« Er lächelte schwach, und auf dem alten, runzligen Gesicht mit den klugen Augen zeigte sich ein verklärter Ausdruck. »Er hält sich zur Zeit im Regent-Hotel in Houston auf. Eine knappe Fahrstunde von hier. Tun Sie mir diesen letzten Gefallen, Mrs. Gendine! Überbringen Sie Joe Octlan eine schriftliche Nachricht von mir.«

Miss Gendine sah den Kranken mit einem seltsamen Blick an. »Natürlich werde ich das für Sie tun.«

»Aber Sie dürfen niemand etwas davon erzählen. Versprechen Sie mir das?«

Gwendolyn Gendine nickte: »Selbstverständlich, Mister Martin. Da können Sie sich ganz auf mich verlassen.« Im stillen sagte sie sich, daß Ronald Martin wohl schon nicht mehr ganz bei sich war. Was wollte der über Achtzigjährige nur mit einem jungen Mann, der völlig fremd für ihn war und der im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand? Es war kaum anzunehmen, daß Joe Octlan das Regent verließ, um sich hierher in das baufällige Haus zu begeben, in dem der sonderbare Einzelgänger Ronald Martin seit gut fünfzig Jahren lebte.

»Gehen Sie doch bitte mal an die Vitrine, Miss Gendine«, murmelte der alte Mann, und seine wächserne Hand, die mit bläulich hervortretenden Adern überzogen war, deutete zitternd in die angegebene Richtung. »In der mittleren Schublade… bei all den Papieren… da liegt ein Brief ganz oben drauf… ich habe ihn vor vierzehn Tagen geschrieben, da war ich noch nicht so schwach. Der Brief ist an die Heimatadresse Octlans gerichtet. Da konnte ich noch nicht wissen, daß er eine Reise nach Houston plant und praktisch sich in meiner Nachbarschaft aufhalten würde. Es gibt im Leben manchmal merkwürdige Zufälle, finden Sie nicht auch?«

»Doch. Da muß ich Ihnen zustimmen«, nickte Miss Gendine ernst.

Sie nahm den vorbereiteten und verschlossenen und an Filmregisseur und -produzent gerichteten Brief an sich.

»Ich habe die ganze Zeit noch damit gezögert«, fuhr Martin mit leiser Stimme fort. Seine schmalen, trockenen Lippen bewegten sich kaum. »Ich wußte ja nicht, wie es um mich steht… aber seit gestern abend weiß ich es. Und einen letzten Wunsch – den soll man sich

schließlich auch ganz zuletzt erfüllen. Sonst wäre es ja nicht der letzte, nicht wahr?«

Er öffnete die Augen einen Spaltbreit, und um seine Lippen zuckte ein seltsames, rätselhaftes und unergründliches Lächeln.

Gwendolyn Gendine hörte die Worte und dachte sich ihren Teil.

Sie war überzeugt davon, daß Joe Octlan den Brief nicht mal lesen würde.

Warum sollte er auch? Martin war ein Fremder für ihn, und Octlan hätte viel zu tun, wenn er diesen alten Mann einfach besuchen würde. Ronald Martin war entweder ein bißchen verrückt, oder er befand sich schon im Delirium.

Gwendolyn Gendine war eine etwas herbe Frau und konnte es sich nicht verkneifen zu sagen: »Meinen Sie denn wirklich, daß das Ganze einen Sinn hat, Mr. Martin? Ich möchte Sie nicht enttäuschen, ich werde gern für Sie nach Houston fahren – aber versprechen Sie sich denn etwas davon? Mister Octlan ist ein berühmter Regisseur. Sie haben jeden seiner Filme gesehen.«

Ronald Martin lachte leise und unterbrach sich. »Einmal?« fragte er wispernd. »Fünfmal… zehnmal habe ich mir einen Streifen angesehen, um zu wissen, wie er das gemacht hat. Er ist ein großer Künstler, ich muß ihn kennenlernen – ehe es mit mir zu Ende geht.«

»Aber…«

Er schüttelt den Kopf. »Ich möchte nicht mehr darüber reden, Miss Gendine. Tun Sie mir bitte den Gefallen, um den ich Sie bitte! Es wird nicht Ihr Schaden sein…«

Das wußte die Pflegerin. Ronald Martin war in seinem langen Leben keinem Menschen etwas schuldig geblieben. Er lebte selbst bescheiden und hatte keine großen Ansprüche gestellt. Wer ihm zum erstenmal begegnete, mochte glauben, daß dieser ärmlich aussehende Mann nicht wußte, was er am nächsten Tag aß.

Dieser Eindruck täuschte jedoch.

Martin hatte stets Geld gehabt. Woher er das hatte, wußte kein Mensch. Er wohnte, so lange man zurückdenken konnte, in diesem baufälligen Haus, das früher mal einem Holzfäller gehörte.

Eines Tages war der damals jedermann fremde Ronald Martin hier eingezogen, hatte viele Bilder und noch mehr Bücher mitgebracht und sich häuslich eingerichtet.

Die düsteren Gemälde, die fremdartige, surrealistische und fantastische Landschaften zeigten, hingen zum einen Teil an der Wand und waren zum anderen in Mappen aufbewahrt. Alte und uralte Bücher mit brüchigen Rücken füllten die Regale bis unter die Decke. An den meisten Büchern waren weder Titel noch Autorennamen zu erkennen.

Jahrelang hatte man in dem kleinen Ort gerätselt, was diesen

Mann veranlaßt hatte, die Einsamkeit zu wählen und sich mit seinen Bildern und Büchern vollkommen einzuigeln. Nach und nach schließlich war einiges durchgesickert, einiges, das sich aus Information und Gerüchten zusammensetzte.

Ronald Martin wurde als Mann bezeichnet, der sich mit dem Studium geheimnisvoller Schriften befaßte, er war schließlich Heilkundiger, der Pflanzen und Gräser sammelte und Tees und Säfte daraus bereitete, und er war ein Maler, der eine fantastische Welt zu Papier und auf die Leinwand brachte.

Martin freundete sich mit den Bewohnern an, und seine heilkundlichen Kenntnisse wurden in diesem abgelegenen Ort zum Segen für viele Bewohner.

Bis vor zehn Jahren noch war Martin auf diesem Gebiete sehr aktiv, zog sich dann aber vollends zurück und kam nur noch einmal wöchentlich ins Dorf, um dringend notwendige Erledigungen zu machen.

Gwendolyn Gendine warf einen Blick auf ihre Uhr.

Es war wenige Minuten nach zehn Uhr morgens.

»Geld liegt in der Schachtel auf der Vitrine. Nehmen Sie sich heraus, was Sie benötigen, Miss Gendine. Und nochmals vielen Dank für Ihre Mühe! Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie den Besuch schnellstens hinter sich bringen würden. Die Zeit, Miss Gendine… ich habe nicht mehr viel Zeit!«

Die. Pflegerin nickte. Sie wußte, wie recht er hatte. Der Kräfteverfall gerade in den letzten vierundzwanzig Stunden war erschreckend.

»Noch eine letzte Frage…«

»Ja, bitte!«

»Was ist, wenn Mister Octlan mich zurückweist?«

»Das kann er nicht. Sie suchen einfach das Hotel auf, in dem er sich befindet und geben dem Portier mein Schreiben. Er wird es in das Fach von Mister Octlan legen – und damit ist Ihr Auftrag beendet. Joe Octlan wird meine Zeilen somit persönlich erhalten – und er wird es lesen… und dann wird er kommen. Er kann gar nicht anders… denn die Zeilen sind allein für ihn bestimmt.«

Ronald Martin sagte es mit einer Sicherheit und Bestimmtheit, daß die Krankenpflegerin leicht erschauerte.

Für Ronald Martin schien es überhaupt keine Zweifel, keine Probleme zu geben. Er war einfach überzeugt davon, daß Octlan seinem Ruf umgehend folgte.

»Er kann nicht anders…« hörte sie den alten Mann kaum vernehmlich murmeln. »Wenn er den Brief liest, wird er nur noch den einen Wunsch haben, mich kennenzulernen…«

*

Sie fuhr mit dem Bus. Das war die schnellste Verbindung und zwischendurch ertappte sie sich immer wieder dabei, daß ihr gerade die letzten Worte des kranken, alten Mannes wie ein immer wiederkehrendes Echo durch den Kopf gingen.

Eine gewisse Ängstlichkeit spielte sogar mit ein. Martin war ihr mit einem Mal nicht geheuer. Obwohl er über fünfzig Jahre an ein und demselben Platz wohnte, wußte man doch erstaunlich wenig über ihn. War er ein – Magier?

Sie zwang sich, nicht mehr daran zu denken.

Die Fahrt mit dem Bus kam ihr vor wie eine Ewigkeit.

Gwendolyn Gendine war froh, als sie endlich am Ziel ankam.

Sie hatte genug Geld mitgenommen, um mit dem Taxi zum Regent-Hotel zu fahren. Dort gab sie wie versprochen den verschlossenen Brief ab. Zu gern hätte sie gewußt, was Martin so Interessantes zu Papier gebracht hatte, daß derjenige, der es las, so fasziniert war, um mehr zu erfahren…

Aber genaugenommen ging sie das ja gar nichts an.

Martin hatte ihr angeboten, sich für die Arbeit einen schönen Tag in Houston zu machen. Sie sollte gut essen gehen und dann einen Kaufhausbesuch machen, um sich ein neues Kleid zu kaufen. Seine Großzügigkeit war einmalig.

Er wußte die Hilfe, die sie ihm in den letzten drei Wochen zuteil werden ließ, ganz offensichtlich zu schätzen. Im Hintergrund dachte sie daran, daß Ronald Martin möglicherweise sehr viel mehr besaß, als allgemein bekannt war. Irgendwann in seinem Leben mußte er eine Erbschaft angetreten haben, die ihm diese Art zu leben überhaupt ermöglichte. Vielleicht gab Martin diese Dinge schon bald an sie weiter… er selbst konnte ja nichts mehr mit ihnen anfangen.

Unweit des Regent-Hotels kaufte sie an einem Stand eine Portion Eis und schleckte. Sie war gern in der Stadt und beobachtete von einer Bank aus die Menschen, die durch die Straßen eilten und fuhren. Keiner hatte Zeit.

Ehe sie in das Kaufhaus ging, um ein Kleid zu erwerben, überlegte sie, ob es nicht doch besser war, nochmal in das Regent zu gehen und nach dem Regisseur zu fragen. Vielleicht konnte sie durch ein persönliches Wort dem Wunsch des alten Mannes einen gewissen Nachdruck verleihen.

Sie konnte sich noch nicht dazu entschließen.

So ging sie in das Kaufhaus und probierte mehrere Kleidungsstücke. Nach einer Stunde kam sie mit zwei Röcken und einem neuen Kleid heraus und war glücklich.

Und in dieser Stimmung entschloß sie sich, doch nochmal einen

Abstecher zum Regent-Hotel zu machen und sich zu erkundigen, ob Mr. Octlan inzwischen von dem Brief des Kranken Kenntnis genommen hatte.

Gerade als sie an der Ampelanlage die Straße überquerte, sah sie einen athletisch gebauten Mann mit kurz geschnittenen, fast weißen Haaren und elastischen Bewegungen die Treppe zum Hotel hochlaufen.

Der Mann trug einen silbergrauen Anzug mit breitem Revers, darunter ein offenes Sporthemd. Er war braungebrannt, und sein sehr helles Haar bildete einen auffälligen und interessanten Kontrast dazu.

Als Gwendolyn Gendine durch das gläserne Portal kam und zur Rezeption ging, stand der gut aussehende Mann mit dem weißen Haar und der braungebrannten Haut beim Portier und nahm gerade den Brief zur Hand, den sie dort abgegeben hatte.

Gwendolyn Gendine hielt den Atem an.

Das also war Joe Octlan, der bekannte Regisseur und Produzent namhafter Filme, die sich alle in irgendeiner Form mit dem Übersinnlichen und Fantastischen und der Behandlung parapsychologischer Themen befaßten.

Die Überbringerin des Briefes sah, wie Octlan ihn in der Hand drehte, verwundert den Kopf schüttelte und dann kurzerhand den Umschlag aufriß.

Sie beobachtete das Gesicht des Mannes.

Es war glatt und ausgeglichen, wies volle, rote Lippen und eine gerade, aristokratische Nase auf. Octlan hatte kleine, eng anliegende Ohren, und durch den kurzen Haarschnitt wirkte sein Gesicht fast quadratisch und größer, als es in Wirklichkeit war.

Octlan überflog den Brief. Die Miene des Filmpapstes veränderte sich nicht.

Dann wandte er sich an den Portier, wechselte ein paar Worte mit ihm, und dies war der Augenblick, da Gwendolyn Gendine den Mut faßte, auf Octlan zuzugehen.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie mit leiser Stimme und merkte, wie ihr warm wurde. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, und sie lief puterrot an. »Sie sind doch Mister Octlan, nicht wahr?«

Joe Octlan wandte ihr sein Gesicht zu. »Das ist die Dame, Sir, die den Brief hier abgegeben hat«, sagte in diesem Augenblick der Portier mit halblauter Stimme.

Octlan lächelte.

»Ja, das ist richtig«, sagte Gwendolyn Gendine schnell. »Ich glaube, dazu muß ich Ihnen etwas erklären. Mister Martin ist ein alter Mann… er hat alle Ihre Filme gesehen. Er… er verehrt Sie förmlich, Mister Octlan. Jetzt liegt er im Sterben. Er hat nur diesen einen Wunsch und…«

Octlan lächelte noch immer. Seine Augen waren rauchgrau. An diesem Mann stimmte einfach alles. Gwendolyn Gendine versuchte ihn zu schätzen. Er konnte ebenso gut Mitte Dreißig wie Mitte Vierzig sein.

»Ich weiß. Er hat mir alles geschrieben!« Octlan hatte eine ruhige, dunkle Stimme.

Gwendolyn Gendine lief ein wohliger Schauer über den Rücken.

»Wann fahren Sie zurück, Mrs…«

»Miss«, beeilte sie sich zu sagen. »Miss Gwendolyn.« Sie war dreiunddreißig, unverheiratet und sah nicht schlecht aus, wirkte aber etwas fade. »Ich wollte mit dem Bus um sechzehn Uhr fahren. Danach geht keiner mehr.«

»Es ist doch gut, daß wir uns hier begegnet sind«, sagte Octlan. »Das erspart mir das Suchen. Ich möchte Sie gern mitnehmen, wenn Sie das wollen. Dann haben Sie sich die Wartezeit an der Haltestelle und die lange Fahrerei erspart, und wir sind beide schneller am Ziel…« Gwendolyn Gendine glaubte nicht recht zu hören, als Joe Octlan fortfuhr zu sprechen. »Ich würde mich freuen, wenn Sie mir auf der Fahrt Gesellschaft leisten würden. Ich möchte mich nur rasch etwas frisch machen. In spätestens einer Viertelstunde können wir fahren. Wenn es so eilig ist, sollte man keine Sekunde länger verstreichen lassen, als unbedingt notwendig. Ich bin sehr daran interessiert, Mister Martin zu sprechen!«

*

Er fuhr einen schneeweißen Chrysler, das neueste Modell mit blauen Ledersitzen, elektrischem Schiebedach und Klimaanlage. Das Armaturenbrett war aus echtem Palisander, und die Scheinwerfer gingen automatisch an, wenn das Tageslicht nachließ und es dämmrig wurde.

Gwendolyn Gendines Wangen glühten, als sie neben Octlan saß und nach Hause zurückfuhr.

Joe Octlan war ein prachtvoller Unterhalter. Aus seinem erlebnisreichen Dasein wußte er soviel zu erzählen, daß die Zeit wie im Flug verging.

Gwendolyn Gendine lag mehr als einmal die Frage auf der Zunge, was denn nun so Wichtiges in dem Brief gestanden hatte, daß Octlan sich umgehend entschied, die Fahrt zu Ronald Martin anzutreten. Aber sie hatte den Mut nicht dazu und wollte nicht über Gebühr neugierig sein, um keinen falschen Eindruck zu erwecken. Irgendwie aber kam ihr das Ganze merkwürdig, sogar ein bißchen unheimlich vor.

Martins Prophezeiung, daß ›Octlan nicht anders könne, als seinem Ruf zu folgen‹ hatte sich prompt erfüllt.

Verfügte der alte Ronald über übersinnliche Kräfte? War er doch ein Magier?

Unsinn! Gwendolyn verwarf die seltsamen Gedanken wieder. Es gab außer den Heilkünsten nichts, was an Besonderheiten im Leben des alten Martin erwähnenswert gewesen wäre. Außer dem Geld vielleicht noch, über das er stets verfügte, ohne je gearbeitet zu haben…

»Ich würde Sie gern zu Mr. Martin mitnehmen«, sagte Octlan, als sie sich dem Ort näherten. »Aber er hat ausdrücklich um ein Gespräch unter vier Augen gebeten. Ich hoffe, ich komme nicht zu spät…«

Gwendolyn, Gendine kam das alles vor wie ein Traum.

»Sie können mich ruhig mitnehmen. Ich werde nur kurz einen Blick zu ihm hereinwerfen, um zu sehen, wie es ihm geht. Dann werde ich mich sofort entfernen.«

Genauso geschah es.

Bevor Joe Octlan noch das alte Holzfällerhaus betrat, sah Gwendolyn Gendine nach dem Rechten.

Es war dämmrig. Der Himmel war bewölkt, und im Westen braute sich etwas zusammen. Dumpfes, fernes Donnergrollen kündete ein Gewitter an.

Ronald Martin lag in dem kleinen Raum, der ein Mittelding zwischen Schlafzimmer, Bibliothek und Antiquitätenladen war.

Außer seinen zahlreichen Büchern hatte Martin auch seltsam geformte Wurzeln, dunkle und irgendwie geformte Steine in seinen Regalen stehen und allerlei Krimskrams, den man auf den ersten Blick überhaupt nicht übersehen konnte.

Ronald Martins Wohnung sah im Prinzip überall gleich aus. Sie wirkte unaufgeräumt, da konnte man machen was man wollte, und irgendwie fühlte Gwendolyn Gendine sich schuldig. Sie hätte vielleicht doch etwas mehr tun sollen als nur Staub wischen und putzen.

Aber Martin hatte ihr zu verstehen gegeben, daß sie auf keinen Fall Hand anlegen sollte an den Dingen, wie er sie hingestellt und eingeordnet hatte.

Dabei konnte von Ordnung keine Rede sein.

Was mußte nur der Besucher für einen Eindruck bekommen!

Gwendolyn ging auf das Bett zu.

Ganz ruhig lag Martin da. Ob er schon?

»Nein, noch nicht«, vernahm sie seine leise Stimme, und sie erschrak. Konnte er denn Gedanken lesen? Er schlug die Augen auf. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Er wirkte sehr blaß und eingefallen. »Aber es geht zu Ende, Miss Gendine… ich habe Motorengeräusch gehört… er ist also gleich…«

»… mitgekommen«, setzte sie seine Ausführungen fort.

Ein rätselhaftes Lächeln spielte um die dünnen Lippen des Alten.

»Ich hab's gewußt… ich hab's gewußt. Wo… ist er?«

»Er wartet draußen. Ich wollte erst nach Ihnen sehen, Mister Martin. Brauchen Sie irgend etwas?«

»Nein, danke. Es steht noch genügend Wasser in der Karaffe…«

»Das kann ich wenigstens frisch machen.«

»Nicht nötig. Ich brauche es wahrscheinlich nicht mehr. Wichtig allein ist jetzt… der Besuch Joe Octlans… ich habe mich so darauf gefreut… lassen Sie ihn herein, Miss Gendine… und lassen Sie uns bitte allein! Ich möchte mich für alles, was Sie bisher für mich getan haben, bedanken. Sie waren sehr geduldig. Ich werde mich noch erkenntlich erweisen… Beeilen Sie sich jetzt! Es scheint ein Unwetter aufzuziehen.«

Sie nickte und wollte etwas darauf sagen. Ihre Miene versteinerte.

Ruckartig warf Gwendolyn Gendine ihren Kopf herum. Hier im Raum gab es nur ein einziges Fenster. Es war winzig klein, und davor standen dicht belaubt Bäume. Ronald Martin konnte von seinem Lager aus den Himmel unmöglich sehen.

Und doch wußte er…?

Gwendolyn Gendine wurde es langsam unheimlich zumute.

Sie ging nach draußen und bat Joe Octlan herein.

Der athletisch gebaute Mann näherte sich dem Krankenlager des Alten, der ihn aus matt schimmernden, dunklen Augen musterte.

»Nehmen Sie bitte Platz! Ich freue mich, daß Sie gekommen sind.« Martins Stimme klang brüchig und schwach. Er bemühte sich, langsam und ruhig zu atmen, aber man merkte ihm an, daß ihm das Atmen schon Schwierigkeiten bereitete.

Octlan zog sich einen Stuhl an das Bett.

»Ihr Brief hat mich überrascht«, sagte er und führte seine gebräunte Rechte über die Augen. Sein Gesichtsausdruck wirkte gequält, als bemühe er sich, einen Gedanken zu fassen, der ihm entfallen war, den er jedoch noch ahnungsweise in sich trug.

»Das sollte er auch«, bemerkte Martin.

Draußen kam Wind auf. Er pfiff durch das morsche Dachgebälk und fing sich rauschend in den Wipfeln der Bäume. Blitze irrlichterten über den wolkenverhangenen Himmel. Dumpf hallte der Donner über die nahen Berge.

»Sie hatten keine andere Möglichkeit, Octlan«, fügte der Sterbende mit halb geschlossenen Augen und sich kaum bewegenden Lippen hinzu. Die Stimme klang plötzlich nicht mehr so abwesend und brüchig. Ihr haftete eine gewisse Schärfe an. »In dem Moment, als Sie den Brief lasen – mußten Sie kommen!«

Octlans Augen verengten sich. In seinem Gesicht arbeitete es. »Ich träume… es ist ganz sicher, ich träume«, murmelte er, überhaupt nicht auf die Worte Martins eingehend.

»Nein, Sie träumen nicht! Sie sind bei vollem Bewußtsein – aber das eben ist Ihnen in diesem Moment noch nicht ganz bewußt. Das wird noch kommen. Voraussetzung für das Spiel ist, daß Sie vollkommen klar sind. Nur dann können Sie auch meine Fragen beantworten.«

»Ich weiß nicht, was das Ganze soll«, sagte Octlan wie benommen, nahm die Hände von seinen Augen, blickte sich irritiert um und stand auf. »Wo bin ich hier? Wie komme ich hierher?«

Unruhig wanderten seine Augen hin und her, sein Blick blieb schließlich auf dem alten, wächsern und ausgedörrt aussehenden alten Mann kleben, der in dem Bett lag. »Wer sind Sie?« entfuhr es überrascht den Lippen des Regisseurs.

»Der Mann, der Ihnen geschrieben hat.«

»Geschrieben? Wer hat mir geschrieben?«

»Sie haben bestimmt den Brief noch in Ihrer Tasche, Mister Octlan. Werfen Sie doch einen Blick hinein!«

Verstört griff Octlan in die rechte Tasche seines Jacketts. Er fuhr zusammen, als er das raschelnde Papier zwischen seinen Fingern spürte. Er zog den geöffneten und zerknitterten Brief heraus, der an ihn adressiert war. »Ich kann mich gar nicht entsinnen, dieses Schreiben erhalten zu haben…«

»Es wurde Ihnen im Regent-Hotel überreicht.«

Octlan starrte auf den Bogen, der nur wenig Text aufwies. »Gibt es denn hier kein Licht?« fragte er gereizt. Die Dämmerung in dem kleinen, stickigen Raum ging ihm auf die Nerven.

»Doch, natürlich.« Auf dem Tisch stand eine dicke Kerze. Aber sie brannte nicht.

Ein Blitz flammte am Himmel auf. Wie ein glühender Pfeil raste er durch die Wolken und schien die Wipfel der Bäume direkt vor dem winzigen Fenster zu spalten.

Für den Bruchteil einer Sekunde herrschte gleißende Helligkeit.

Das weiße Licht stand kerzengerade vor Octlan und spaltete wie ein Messer die Düsternis in dem Raum.

Octlan schloß geblendet die Augen. Als er sie wieder öffnete, brannte die Kerze.

»Das gibt es doch nicht!« stöhnte er. Es dauerte einige Sekunden, ehe seine Augen sich an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt hatten.

»Doch, das gibt’s. Ich nehme an, daß dieses Licht für Ihre Zwecke ausreicht.«

Der Alte in dem Bett sah ihn mit satanisch glänzenden Augen an, und Octlan fühlte eine Gänsehaut über seinen Rücken laufen.

Mit brennenden Augen starrte der Regisseur auf das Papier. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen.

»Ich bin ein großer Fan von Ihnen«, las er halblaut vor. »Ich

möchte, daß wir uns treffen, um uns zu unterhalten.«

Octlan lachte rauh. »Diesen Brief haben Sie mir geschrieben? Und ich bin umgehend aus Houston losgefahren? Das ist ein Witz!«

»Wie Sie sehen, ist es keiner. Sie sind gekommen, um sich mit mir zu unterhalten. Und wir werden uns unterhalten! Es geht um Ihre Filme, Mister Octlan!«

»Wie bin ich hierhergekommen?« murmelte Octlan, auf die Worte des Kranken gar nicht achtend. »Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie müssen mir das erklären. Hypnose?«

»Nein! Magie! Mächte, über die Sie oft Themen gebracht haben, kann man anrufen. Aber darüber will ich nur am Rand mit Ihnen diskutieren. Als Hauptsache liegt mir Ihr Tod am Herzen. Ich habe Sie hierher gerufen – weil ich Sie töten werde!«

*

Octlan klappten die Mundwinkel herunter.

»Sie sind wahnsinnig!«

»Ihr Tod gehört zu meinem Spiel. Es ist nur durchführbar, wenn Sie voll aktionsfähig sind, sich bei vollem Bewußtsein befinden und wissen, worum es geht.«

»Und da ich das jetzt bin, werde ich mich zur Tür begeben und good bye sagen…«

»Das können Sie nicht.«

»Ich hab' ja gesagt: Sie sind wahnsinnig!«

Octlan drehte sich auf der Stelle um und lief zu der Tür, durch die er gekommen war. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, ob er sie geschlossen hatte oder nicht. Jedenfalls war sie ins Schloß geklappt. Er drückte die Klinke herab – zog die Tür zurück… und wollte sie zurückziehen. Es ging aber nicht.

Wütend schlug und trat er dagegen und suchte einen Riegel.

Der alte Mann lag noch immer kraftlos in seinem Bett und beobachtete aus spaltbreit geöffneten Augen die ergebnislosen Versuche seines unfreiwillig anwesenden Gastes.

»Sie können die Tür nicht öffnen und nicht einschlagen, und es wird Ihnen auch bei den Fenstern nicht gelingen. Solange ich es will, werden Sie hier bleiben.«

»Das wollen wir doch sehen!«

Octlan war wütend. Mit zwei, drei raschen Schritten durchquerte er das dämmrige Zimmer.

Er riß einen Stuhl empor und schleuderte ihn gegen das kleine Fenster. Es war ganz deutlich zu sehen, daß ein Stuhlbein voll gegen die Scheibe knallte. Das Fenster hätte zerspringen müssen.

Es gab aber keinen Riß und keine Scherben.

Die Scheibe war fest wie eine Mauer!

Aber dahinter brodelte der wolkige Himmel und flammten die Blitze auf. Deutlich war die Wucht des Sturmes zu erkennen, der in den Wipfeln tobte, Zweige verbog und Blattwerk abriß. Es rauschte draußen, pfiff und heulte, und der Regen prasselte vom Himmel herab, der alle seine Schleusen geöffnet hatte.

Donner grollte. Es herrschte eine Stimmung wie zu Anbeginn der Schöpfung.

Ronald Martin lachte leise und teuflisch.

»So könnte es fast in einem Ihrer Filme sein, Octlan, nicht wahr? Ich habe mich immer gefragt: wie kommt der Mann nur auf seine ausgefallenen Ideen. Entweder er hat eine sonderbare Phantasie oder er weiß Bescheid.«

»Weiß – Bescheid? Was meinen Sie damit, zum Teufel?« Octlan brüllte los. Der Sturm tobte. Das Heulen und Pfeifen unter dem Dach hörte sich beängstigend an. Draußen wurde das auf dem Boden liegende Laub aufgewirbelt, der Regen trommelte gegen die Scheiben und schleuderte kleine Steine und Blätter mit sich.

»Wenn man Ihre Filme sieht, dann hat man einfach das Gefühl, daß Sie schon mal einen Blick in eine Welt wagten, die einem Normalsterblichen eben verschlossen ist. Ich habe x-mal die gleichen Streifen gesehen. Sie haben Dinge angedeutet oder oft auch bis zur letzten Konsequenz durchkomponiert, daß man glauben konnte: der Satan persönlich, Molochos oder Rha-Ta-N'my hätten Regie geführt oder Sie in entscheidenden Phasen beraten.«

»Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden!«

»Sie haben noch nie etwas von – Molochos gehört?«

»Nein!«

»Von… Rha-Ta-N'my?«

»Nein.«

»Seltsam. In einigen Ihrer Filme zeigen Sie gespenstische Wesen, die frappierende Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit haben.«

»Mit der Wirklichkeit? Von welcher Wirklichkeit sprechen Sie, Mann?«

»Von der Wirklichkeit Ihrer Filme. Diese Wirklichkeit gibt es. Das Fantastische, das Außergewöhnliche, das Sonderbare zog Sie stets an.«

»Ja. Anfangs war ich auch überzeugt davon, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gäbe, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt – wie man so schön sagt. Aber ich fand keine Beweise. Ich nahm an spiritistischen Sitzungen und okkulten Forschungsvorträgen teil, ich beobachtete sogenannte Medien bei ihrer Arbeit – alles ohne Erfolg. Ein fader Nachgeschmack blieb.«

»Sie sind nie an die richtigen Leute geraten.«

»Es gibt sie nicht.«

»Ich darf Sie daran erinnern, was eben passiert ist.«
»Mit der Tür? Mit dem Fenster?«
»Ja.«
»Unsinn! Ein Trick! Wenn das, was ich hier durchmache, kein Traum ist – dann liegt den Ereignissen ein Trick zugrunde, den ich noch nicht durchschaue. Möglicherweise ist das sogar ein sehr simpler Trick. Vermutlich steckt doch Hypnose dahinter. Als ich den Brief im ›Regent‹ las – wurde ich hypnotisiert. Durch eine bestimmte Formulierung meinetwegen – oder durch die Frau, ja jetzt entsinne ich mich, da war eine Frau. Ich habe sie hierhergebracht…«
»Gwendolyn Gendine? Nein, die hat nichts damit zu tun.«
»Ihr Auftauchen kann – muß nicht, wohlbemerkt – diese Teilamnesie ausgelöst haben. Ich kam hierher – und las den Brieftext zum zweitenmal. Da passierte genau das Gegenteil: die Hypnose wurde gelöscht, mein Bewußtsein schaltete wieder auf Normalbetrieb um.«
»Nun, so einfach ist das Ganze nicht. Ich werde Ihnen das noch beweisen. Aber schließen wir das eine doch zunächst ab. Es ist notwendig, daß Sie wenigstens wissen, warum Sie sterben müssen, die Zeit läuft sonst ab…«
Der Alte sprach sehr leise, und Octlan fand es verwunderlich, daß er trotz des Lärms draußen die Stimme überhaupt so deutlich wahrnahm. »Ich behaupte: Sie sind gefährlich, weil Sie diese Antenne für Ihre eigenen Zwecke gebrauchen, aber damit nicht das Unheil stiften, das Sie eigentlich anrichten sollten.«
»Deshalb sollen Sie mir auch zuhören. Es ist in wenigen Worten all das gesagt, was gesagt werden muß: angeblich glauben Sie nicht an die Dinge, über die Sie Ihre Filme drehten. Sie halten nichts von übersinnlichen Erscheinungen und parapsychischen Phänomenen. Aber Sie bedienen sich der Materie. Wie ich feststellen konnte, erhalten Sie von Ihren Drehbuchautoren oft nur das Gerüst für einen Film. Die detaillierte Ausarbeitung liegt einzig und allein in Ihren Händen. Wer Ihre Filme sieht, der fängt an, sich auch Gedanken über Sie zu machen. Der kommt auf die Idee, daß Joe Octlan einen Blick in eine fremde, unfaßbare Welt geworfen hat, der ist überzeugt davon, daß Joe Octlan ein Eingeweihter ist. Joe Octlan aber sagt: nein. Ich bin ein freier Künstler, ich erfinde meine Dinge. Mir fliegen diese Gedanken einfach so zu, ich brauche sie nur niederzuschreiben, sie in Szene zu setzen… ist es nicht so?«
»Genauso ist es.«
»Falsch ist es! Haben Sie sich schon mal Gedanken darüber gemacht, daß diese Einflüsse von irgendwoher kommen müssen? Sie erhalten Nachrichten – und die begreifen Sie nicht. Sie blicken hinter das Okkulte, das Dämonische, hinter die Welt des Bösen… und die

Geschöpfe, die Sie beschreiben oder von denen Sie Masken anfertigen lassen, die gibt es. Aber Sie ignorieren sie. Sie ahnen nicht, welche Welten Sie schon auf Zelluloid bannten. Sie glauben: das ist meine Phantasie. Ich bin ein Künstler. In Wirklichkeit haben Sie abgeschrieben, weil jedes Kapitel irgendwo im Universum bereits existiert. Sie haben diese Kapitel gelesen, die Wesen geschaut, die die ehernen Gesetze bewachen und ausführen… aber Sie begreifen nichts. Was könnten Sie für ein Mitstreiter sein…«

Die Stimme des Alten war zuletzt immer leiser geworden. Aber die Faszination der Beschwörung, die diese Worte begleitete, war so intensiv, daß Joe Octlan den Atem anhielt und zuhörte. Er näherte sich dem Bett des Alten und beugte sich hinab, um der kraftlosen Stimme zu lauschen.

»… das Beet ist vorbereitet, aber die Saat hat keine Frucht getragen. Schade! Auf der anderen Seite muß ich sagen, daß nur ein Mensch Ihrer Art für mich akzeptabel war. Ich konnte keinen gebrauchen, der schon so tief in Rha-Ta-N'mys Netze verstrickt ist, daß er ähnlich denkt und handelt wie ich…«

»Rha-Ta-N'mys«, echote Octlan. »Wer oder was ist diese – Rha-Ta-N'my?«

»Die Mutter des Bösen, die Göttin der Dämonen. Shab-Sodd, der Dämonenzeuger ist der Vater – Rha-Ta-N'my die Mutter. Er spielt dennoch nur eine untergeordnete Rolle, tritt kaum in Erscheinung. Rha-Ta-N'my ist die Herrin, die herrscht und entscheidet, und die auch die Gedanken schickt, von denen du denkst, daß sie deinem eigenen Hirn entsprossen sind. Falsch! Es gibt Hirne, die sind aufnahmefähig. Du hast ein solches Hirn. Aber darüber hinaus einen kritischen Verstand. Das wiederum macht dich nicht zum Freund, sondern zu unserem Feind. Ich habe lange gebraucht, um das zu verstehen. Ich bin verworrene Wege gegangen. Erst mied ich das Böse, das Finstere. Ich tat etwas um der Freude willen. Ich half, wo ich helfen konnte, ich las viele seltsame Bücher über Heilkräuter und magische Beschwörungsformeln, die bestimmte Krankheiten ausmerzen sollten. Zu meiner eigenen Verwunderung entdeckte ich bald, daß ich damit Erfolg hatte. Aber was ich mit guten Gedanken erreichen konnte, das genügte mir bald nicht mehr, und ich erkannte, daß ich mein Leben von Grund auf verändern konnte, wenn ich mich der Gedankenwelt Rha-Ta-N'mys öffnete, die für das Menschengeschlecht seit jeher eine besondere Schwäche hatte.

Ich studierte die Schriften, die über sie im Umlauf waren. Rha-Ta-N'my versprach ewiges Leben demjenigen, der bereit ist, sich ihr ganz zu verschreiben. Einem erst ist es in dieser absoluten Form perfekt gelungen: das ist Molochos, ein schwarzer Priester aus dem Lande Xantilon, der alles abstreifte, der sein Volk verriet, um dieses Leben im

Reich der Dämonen zu führen.

Wenn man mal den Gedanken gefaßt hat, seinem Leben eine bestimmte Richtung zu geben, dann wird es oft recht schwer, das Steuer herumzureißen, auch wenn man erkennt, daß die rasende Fahrt in den Abgrund geht.

Vielleicht war ich nicht ganz geschickt mit dem, was ich da vor rund vierzig Jahren in die Wege zu leiten begann. Ich stellte schon bald fest, daß ich gar nicht so eigennützig bin, wie ich das immer vorzugeben bereit war.

Meine Kontakte zur Welt der Jenseitigen, die nur das eine Ziel im Auge haben, die Menschen, wie sie jetzt sind, zu vernichten und von ihrer Welt Besitz zu ergreifen, brachten es mit sich, daß ich meine eigene Gedankenwelt, meine ureigenen Bewußtseinsinhalte intensiver unter die Lupe zu nehmen begann. In jedem Menschen steckt ein göttlicher und ein satanischer Funke, wirbelnde Kräfte, die stets im Widerstreit miteinander stehen. Mal überwiegt das eine, mal das andere, nicht Schwarz- und Weißtöne der Seele werden in der Regel sichtbar, sondern das verwaschene Grau. Und an jedermann selbst liegt es im Grund genommen, was er aus seinem Leben macht. Er kann sich aus freiem Willen für die eine oder andere Seite entscheiden. Gegen seinen Willen ist überhaupt nichts möglich, doch verstehen es die finsteren Kräfte aus der Welt Rha-Ta-N'mys ganz geschickt, menschliche Schwächen für sich nutzbar zu machen. So mag es den Anschein erwecken, daß viele in den Strudel der Ereignisse geraten, die sie im Prinzip gar nicht gewollt haben. Aber ihre Seele war in Wirklichkeit bereit, der Boden, auf den das Samenkorn fiel, war vorbereitet.

Ich habe es am eigenen Leib verspürt. Manchmal verfluchte ich mein Geschick, das mich in die Gedankenwelt der anderen einführte. Ich war überzeugt davon, das gefährliche Terrain jederzeit wieder verlassen zu können. Aber – wollte ich das eigentlich? Wahrscheinlich nicht. Und das ist der Grund, weshalb ich jetzt an diesem Punkt angelangt bin, der die Entscheidung fordert: entweder Tod – oder ein neues Leben! Durch Rha-Ta-N'my, die die Macht dazu hat!«

Joe Octlan hörte die Worte, aber er begriff deren Sinn nur teilweise.

»Als ich mich für Rha-Ta-N'my entschloß, entschloß ich mich für ein Leben nach dem Tod. Die Dämonengöttin selbst läßt den Auserwählten wissen, was sie für die Gabe erwartet. Ich kann mit meinem Körper nicht weiterleben – er ist zerstört. Mein Geist und meine Seele aber gingen hinüber in das Reich der Dämonen, das ich so oft geschaut habe, im Wachen wie im Träumen. Das war eine Möglichkeit. Die zweite: einen Körper zu übernehmen, der ebenfalls vorbereitet ist, der aber mit dieser Vorbereitung nichts anzufangen

weiß. Auf dieser Welt gibt es viele, die noch wie Menschen aussehen – aber in Wirklichkeit keine sind. Diese Tarnung ist das Höchste, das wir in Molochos und Rha-Ta-N'mys Namen mitbringen. Ich hätte einen der vielen kleinen Helfershelfer nehmen können, die im Namen der Dämonengöttin und des Dämonenfürsten daran arbeiten, zu manipulieren, zu verändern und zu verführen. Aber warum eine Kraft abziehen, die irgendwann noch gebraucht wird? Durch den direkten Zugang, den ich zu Rha-Ta-N'mys Welt fand, durch die zahlreichen Gesichter, die Namen, die ich erkannte als die ihren, auch wenn sie scheinbar nicht das geringste direkt mit Rha-Ta-N'my zu tun hatten, stehe ich über den anderen. Ich kann einen anderen Körper übernehmen und meinen alten, schwachen verlassen, der längst nicht mehr zu existieren in der Lage ist. Aber warum soll ich einen niederen Dämon oder einen Halbdämon benutzen, wenn es ein Opfer gibt, das vorbereitet ist, das seinen Sinn nicht in dem Maß erfüllt, das den Ruf nicht annimmt. Dieses Opfer sind Sie, Octlan!«

Die Worte waren kaum noch zu verstehen. Die Stimme des alten Mannes war zu einem armseligen Flüstern herabgesunken.

Octlan merkte, daß er zitterte. Ihm fehlten die Worte, um seine Gefühle zu bestimmen, um die Situation zu beschreiben, in die er geraten war.

Dies alles war ein grausames Spiel. Jemand benutzte ihn wie einen Ball.

Er war jetzt überzeugt davon, daß durch den Brief eine Art Hypnose auf ihn ausgeübt worden war. Hypnose auch mußte sein, daß er Tür und Fenster verschlossen sah. Aber in Wirklichkeit mußten sie offen sein. Ein Fenster mußte sich doch einschlagen lassen!

Er wandte sich ruckartig ab. Das Ganze kam ihm vor wie ein Trauerspiel.

Er warf einen letzten Blick auf den Alten.

Dieser schwache Mann wollte ihn töten?

Das, was der alles von sich gegeben hatte, zeigte intensiv genug, daß er Octlan, einem Wahnsinnigen in die Hände gefallen war.

Er sah das Zucken, das in diesem Moment über das wächserne Gesicht des Todkranken lief. Die Augenlider zitterten.

Ronald Martin bewegte die Lippen. Er schien noch etwas sagen zu wollen, aber seine Kräfte reichten nicht mehr aus.

Ein schmerzhafter Ausdruck zeigte sich auf seinem Gesicht.

Draußen tobte der Sturm. Das Heulen und Pfeifen schwoll zu einem Höhepunkt an, und die Wände der Hütte erbebten, als ein mächtiger Donnerschlag erklang. Die Scheiben klirrten – die Tür flog auf und knallte mit einem ohrenbetäubenden Schlag gegen die Wand…

Der Weg nach draußen war frei!

Nichts wie raus aus diesem Tollhaus!

Octlan warf sich herum und jagte dem Ausgang entgegen. Ein gewaltiger Windstoß traf ihn, warf ihn zurück und zu Boden.

Etwas legte sich wie eine kalte Hand auf seine Stirn.

Octlan erschauerte, und auf seinem Gesicht zeigte sich in der nämlichen Sekunde der gleiche Ausdruck wie auf dem Gesicht des Sterbenden!

»Es hat keinen Sinn zu fliehen!« vernahm er die Stimme des alten Mannes. Die Worte kamen nicht von außerhalb – sie erklangen in ihm! »Ich will weiterleben, Octlan. Und Sie werden an meiner Stelle sterben!«

Joe Octlan wälzte sich am Boden, als kämpfe er gegen eine unsichtbare Macht. Er schlug um sich und fühlte, daß etwas nach ihm griff, aber die Berührung war nicht körperlicher Art.

»Wir werden unsere Körper tauschen, das ist alles. Warum wehren Sie sich denn nur so verzweifelt? Wenn der Tod kommt, dann kann man ihm nicht entgehen – im Normalfall.«

Die Stimme erfüllte ihn bis in die letzte Faser des Seins. Er merkte, wie sich irgend etwas aus ihm löste, wie er schwebte und gleichzeitig einen ungeheuren Druck auszuhalten hatte, als ob Zentnergewichte auf seinem Körper lagerten.

Sein Blickfeld veränderte sich. Eben noch sah er die Regalwand vollgepfropft mit alten, modrig riechenden Büchern schräg von unten – jetzt sah er sie mit einem Mal direkt vor sich! Wie kam das zustande?

Ein Stöhnen entrann seinen Lippen, als er erkannte, daß er nicht mehr auf dem Boden lag und von dort aus Richtung Wand blickte, sondern sich auf dem Krankenlager des Alten befand!

Aber das war ja gar nicht sein Körper, der hier im Bett lag! Es war Ronald Martins schwacher, alter, ausgemergelter Körper, und er, Joe Octlan, befand sich darin!

*

Er riß die Augen auf. Aber es bereitete ihm Mühe.

Er lag kraftlos auf dem Bett und nahm aus matten Augen wahr, wie ein Mann sich vom Boden erhob.

Es war sein Körper, sein Körper als Joe Octlan, aber er war nicht mehr in diesem Leib zu Hause!

Grauen schnürte ihm die Kehle zu. Er hätte gern etwas gesagt, aber er merkte, wie ihn seine Kräfte verließen, wie sie einfach vergingen, als ob Sand durch Finger rinne.

»Der Tausch ist perfekt!« vernahm er klar und kraftvoll seine eigene Stimme, und es kam ihm vor, als lausche er einer

Bandaufnahme, die er besprochen hatte. »Die zweite Stufe meines Daseins im Dienst der göttlichen Rha-Ta-N'my, der zukünftigen Herrscherin des Universums, hat damit begonnen – Joe Octlan! Oder soll ich lieber sagen: Ronald Martin? Denn du bist jetzt Ronald Martin – und ich bin Joe Octlan. An diese Rolle werde ich mich sicher schnell gewöhnen. Dein Geist, Joe Octlan, stirbt mit meinem Körper. Du kannst ihn nicht aus dem Gefängnis herauslösen, in das ich ihn statt meiner versetzt habe. Dein Körper aber, Joe Octlan, lebt mit meinem Geist weiter. Ist das nicht wunderbar? Im Körper Octlans aber wird Ronald Martins Geist weiterexistieren und Octlans Arbeit fortführen. Joe Octlan wird weiterhin auf den Gebieten tätig sein, über die er so gut Bescheid wußte. In zahllosen Filmen hat er Unheil und Gespenstisches gezeigt. Joe Octlan hat die Tore zum Reich des Grauens nur spaltweit geöffnet. Nun wird ein Joe Octlan kommen, der die Tore weit aufklappen läßt. Die Katastrophen, die in den Filmen nur gespielt waren – sie werden wirklich kommen! Im Namen Rha-Ta-N'mys, die meine Herrin ist…«

Die letzten Worte hörte der Sterbende schon nicht mehr. Sein Kopf fiel auf die Seite, seine Augen blickten starr.

Ronald Martins Körper war tot – und mit ihm war der darin gefangene Geist des Regisseurs zugrunde gegangen.

*

Sanft spülten die Wellen an den weißen Strand der unsichtbaren Insel.

Auf Marlos waren sie wieder vereint worden. Nach einer langen Zeit voller Hoffnung und ungewissen Wartens war es Björn Hellmark mit Hilfe des Grauen Riesen Bho-Ktha geglückt, die Netze zu zerreißen, die sein Erzfeind Molochos um ihn gesponnen hatte.

Molochos sah sich schon am Ziel, als Hellmark in das Blutsiegel fiel und damit jenes geheimnisvolle Land betrat, das Molochos bereits unterworfen hatte und in dem auch seine dämonischen Träume und Wahnvorstellungen zu Hause waren.

Hellmarks Auftreten dort aber hatte ein wenig am Netz der Sicherheit gezerrt, und die Begegnung mit dem Ameisenvolk hatte gezeigt, daß es selbst dort, wo Molochos mit fester Hand herrschte, kleine Gruppen gab, die Widerstand leisteten und hofften, daß sich dieser Widerstand gegen eine absolute Herrschaft der Dämonen irgendwann doch mal auszahlte.

Die ersten Tage nach seiner Rückkehr galten dem Gespräch, der Sammlung, des ›Wieder-zu-sich-selbst-Findens‹.

Da waren Carminia und Pepe, die sich so sehr nach ihm gesehnt hatten. Sie waren glücklich über seine Rückkehr, aber seine Rückkehr

war auch vermischt mit einem Wermutstropfen: Bis zur Stunde war das Schicksal Rani Mahays ungeklärt. Der Inder war gleich ihm durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh gegangen und war in den Wirbel rätselhafter und schlimmer Ereignisse geraten. Ereignisse, die Raum und Zeit auf den Kopf stellten und jenseitige Welten verändert hatten.

Die Ruhe nach all den Aufregungen tat ihm gut.

Im Nachhinein wurde er endlich in die Lage versetzt, über die Dinge nachzudenken und sie nun aus höherer, überlegener Warte aus zu betrachten.

Der Weg nach Tschinandoah, die Begegnung mit Tamuur, dem Scharlachroten, der Fehler, den er beging mit der Puppe des Somschedd… sein Eingang in den Hades, wo ihm im letzten Augenblick ein Teil der entscheidenden Botschaft aus Tschinandoah doch noch vor der Nase weggeschnappt wurde… seine Abenteuer auf der Welt der Kaythen… sein Dasein als Prinz Ghanor… wie ein Film rollten die Dinge vor seinem geistigen Auge ab, als er am Strand lag – Carminia in den Armen – und die wärmenden Strahlen der Sonne genoß.

Pepe übte sich im Wasserskilaufen. Er hatte mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit aus einem Baum einen breiten Streifen herausgeschlagen und ihn sauber bearbeitet.

Von Rani Mahay hatte der junge Mexikaner aus einem Urwalddorf Yukatans dabei eine Menge gelernt. Unter der hauptsächlichen Leitung des Inders waren hier auf Marlos eine Reihe von Häusern entstanden, die nun ein regelrechtes kleines Dorf bildeten. Diese Häuser waren bereit, ihre zukünftigen Bewohner aufzunehmen. In erster Linie sollten Menschen hierher kommen, die verfolgt wurden oder belächelt, die überzeugt davon waren, über paranormale Fähigkeiten zu verfügen, die sich aber nicht trauten, sich anderen mitzuteilen. Aus diesem Grund gerieten solche Medien oft in tödliche Fallen. Die Gegner kamen aus einer jenseitigen Welt und setzten alles daran, diejenigen, die ihre warnenden Stimmen erhoben, entweder unmöglich zu machen oder verschwinden zu lassen oder ihre Einweisung in Irrenanstalten zu forcieren.

Ein weites, unbestelltes Feld lag vor Hellmark, und oft hatte er das Gefühl, daß die Mission, die man ihm aufgetragen und deren enorme Wichtigkeit er erkannt hatte, über seine Kräfte gingen.

Seit seiner ersten Begegnung mit dem Übersinnlichen war viel geschehen. Er hatte Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, und ihm waren im Lauf der Zeit verschiedene Hilfsmittel zugeflossen, die ihm im Kampf gegen seine oft unsichtbaren Widersacher entscheidende Aktionen ermöglichten.

Er konnte sich ein Leben ohne den Spiegel der Kiuna

Macgullyghosh nicht mehr vorstellen. Damit waren die Mauern um die Welt, die Mauern der dritten Dimension durchlässig geworden für ihn.

Die Dämonenmaske war später hinzugekommen und das Schwert des Toten Gottes, mit dem es seine besondere Bewandtnis hatte. Der Trank der Siaris konnte töten, aber auch den Geist erweitern, wenn er zur rechten Zeit genommen wurde. Und dann die Augen des Schwarzen Manja, die von großer Bedeutung geworden waren. Sieben Stück mußte er finden. Sie waren überall in der Welt verteilt… und nicht nur in dieser. Und wenn es ihm gelang, sich in den Besitz der sieben Augen zu bringen, dann hielt er einen möglichen Schlüssel zur Vernichtung Molochos in der Hand.

Alles, was er, bisher erlebt hatte, zog wie ein Filmstreifen vor seinem geistigen Auge vorüber. Viele Kämpfe hatte es gegeben, viele Schlachten, aber der Krieg zwischen Mensch und Dämon war noch lange nicht zu Ende.

Hellmark, der am intensivsten bisher mit den Mächten der Finsternis zu tun hatte, sah die Dinge mit ganz anderen Augen.

Manchmal kam es ihm vor, als stände er vor einem riesigen Berg, der aus lauter Puzzleteilen zusammengesetzt war, die völlig durcheinandergeraten waren. Hin und wieder kam er mit einem solchen Teil in Berührung, das er an einen anderen Ort versetzen mußte, um das richtige Bild zusammenzusetzen. Aber bisher war es ihm nicht gelungen, herauszufinden, wie das Bild zum Schluß aussehen würde.

Seit jenem denkwürdigen Unfall, der seine Identität auslöschte und einen neuen Anfang in seinem Leben setzte, war sein Dasein voller merkwürdiger Episoden. Molochos schien tausend Hände und Gesichter zu haben, und er schien an tausend Orten auch gleichzeitig zu existieren. Er hatte seit dem Bruch mit den Menschen und seinem Werden zum Dämon ein vielfältiges Reich geschaffen.

Björn dachte darüber nach, wie wenig er eigentlich erreicht hatte.

Er mußte froh sein, noch zu leben. Hin und wieder hatte er den Triumph genossen, Molochos und seinen Schergen ein Opfer abzujagen.

Die Fronten aber standen nach wie vor hart gegeneinander.

Björn dachte an die beiden Freunde, die er früher in diesem Leben kennengelernt und die er auf der anderen Seite der Welt, in Molochos Horror-Reich, wieder getroffen hatte.

Camilla Davies und Alan Kennan waren mit ihm aus der Fremde gekommen, und sie hatten sich abgesprochen, sich wieder zu sehen.

Als Mittlerperson sollte der Verleger Richard Patrick fungieren, der dem Okkulten, Übersinnlichen und Unheimlichen ebenfalls auf der Spur war und sein Leben in den Dienst der Erforschung dieser Dinge

gestellt hatte.

Ob Camilla und Alan sich dort schon gemeldet hatten?

Carminia Brado seufzte.

Björn Hellmark fuhr zusammen.

»Du bist mit deinen Gedanken ganz woanders«, wisperte sie und schmiegte sich an ihn.

»Ich dachte, du schläfst!« wollte er ablenken.

»Ich war ein wenig eingenickt. Es war schön, von dir dabei gestreichelt zu werden. Dann hast du plötzlich aufgehört. Und da habe ich dich aus halbgeschlossenen Augen beobachtet.«

»Das war nicht die feine englische Art«, knurrte er.

»Ob’s hier englisch zugeht oder nicht, das ist doch egal. Hier können wir tun und lassen, was wir wollen – hast du selbst mal gesagt.«

»Im Augenblick unterlaß ich viel zuviel«, machte er sich zum Vorwurf.

Carminia schüttelte den Kopf. »Du bist heute den dritten Tag auf der Insel. In den ersten beiden Tagen bist du kaum zu dir gekommen, du hast geschlafen wie ein Murmeltier. Du hattest es verdammt nötig, dich mal auszuruhen. Heute ist der erste Tag, daß wir mal miteinander sprechen und schmusen können. Kaum fühlst du dich wieder fit, zieht es dich schon wieder fort von hier.«

»Es zieht mich nicht fort von hier. Du weißt genau, daß das nicht stimmt, Schoko. Ich mache mir Sorgen.«

»Um Camilla und Alan…«

»Weniger. Asymeda hat uns die Zusicherung gegeben, daß in der spiegelverkehrten Welt des Blutsiegels jeder wieder dort ankommen werde, wo er hingehört – egal unter welchen Umständen er auch mit Molochos Traumwelt in Berührung kam. Es geht um Rani…«

Das hatte sie genau gewußt, aber sie hatte den Namen absichtlich nicht genannt. Doch das Schweigen konnte die Situation auch nicht verbessern.

»Ich muß etwas tun, Carminia. Ich werde verrückt bei dem Gedanken, daß ich mir hier die Sonne auf den Bauch scheinen lasse, während Rani in dieser Sekunde vielleicht meine Hilfe dringend benötigt.«

»Ich weiß, was du vorhast, Björn. Aber es ist Wahnsinn, auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden. Du kannst nicht den gleichen Weg zurückgehen. Alle Voraussetzungen, die ihr damals angetroffen habt, haben sich verändert.«

»Ich weiß. Aber ich muß es trotzdem tun, Carminia…«

Sie schluckte und richtete sich langsam auf. Er konnte in ihren Augen lesen, was jetzt in ihrem Kopf vorging. »Du hattest mir versprochen, nicht mehr wegzugehen – nicht mehr so schnell

jedenfalls. Ich wußte nicht, daß diese Frist von dir so kurz angesetzt war.« Es klang nicht vorwurfsvoll, es klang traurig.

Sie lehnte den Kopf an Hellmarks Brust, und er streichelte zärtlich das duftende, seidig schimmernde Haar.

»Ich kann dich nicht halten. Aber der Gedanke, wieder hier zurückzubleiben und zu warten, nicht zu wissen, was los ist – der macht mich krank…«

Er wußte, was sie damit anschnitt.

»Es ist unmöglich. Es ist zu gefährlich. Ihr könnt nicht mitkommen. Da ist Pepe, Schoko. Er braucht dich.«

Sie wußte nur zu gut, wie recht er hatte. Solange Björn Hellmark keinen entscheidenden Vorstoß unternommen, keine positive Entscheidung herbeigeführt hatte, würde er keine Ruhe geben. Das unruhige Blut seiner abenteuerlichen Vorfahren, die bereits gegen die Gespenster der Dämonenherrschaften anstrebten und einen Status quo herbeiführten, ließ ihm keine andere Wahl.

»Es ist herrlich hier«, murmelte er und ließ den Blick in die Runde schweifen. Da war das Meer, da waren die wunderschönen saftigen Wiesen, die Obstplantagen und die bestellten Äcker. Völlig autonom konnten sie sich hier versorgen.

Hier gab es Quellen mit klarem, sauberem Wasser, hier gab es frisches Obst und Gemüse, es gab Kaninchen auf der Insel und seit vielen Monaten auch Hühner und Schafe, die sie hier angesiedelt hatten.

Die Tiere lebten bis auf wenige Ausnahmen in großer Freiheit. Sie sorgten für sich selbst. Aber die Menschen, die von der Anwesenheit dieser Tiere ihren Nutzen ziehen sollten, fehlten noch.

Und Carminia wollte nicht mehr allein sein. »Ja, ich kann nicht verstehen«, fuhr er fort. »Wir sind nicht für das Paradies geschaffen… nicht mehr… oder noch nicht.«

»Wir sind geschaffen dafür, doch, Björn. Aber die Einsamkeit ist nicht das Paradies. Was nützt mich das Paradies, wenn der Mann, den ich liebe, nur noch zeitweise für mich erreichbar ist. Laß uns alles gemeinsam unternehmen, Björn…«

»Noch nicht, Carminia. Ich weiß zu wenig über das, was auf uns zukommt. Aber ich werde dafür sorgen, daß endlich Leben hier einzieht. Camilla und Alan warten möglicherweise schon auf mich. Ich mache dir einen Vorschlag, Schoko: wir machen gemeinsam einen großen Ausflug. Wir lassen uns alle mal wieder den Benzinduft einer großen Stadt um die Nase wehen. Dann wissen wir wenigstens, was uns hier entgeht!«

Er wußte, daß Carminia es nicht so gemeint hatte, und er wußte auch, daß sie Verständnis dafür hatte, wenn er wieder gehen mußte.

»Aber du wirst nicht gehen!« sagte da die Stimme in seinem

Bewußtsein. »Es wird zu nichts führen!«

»Al Nafuur!« Björns Lippen bewegten sich im Ansatz des Sprechers, und beinahe hätte er den Namen laut gesagt. Das wäre nicht weiter schlimm gewesen, denn die charmante Brasilianerin kannte sein Geheimnis mit allen Konsequenzen, die dieses Wissen mit sich brachte. Aber das Zwiegespräch über Räume und Zeiten hinweg wollte er im stillen führen, wie er es sich angewöhnt hatte.

Al Nafuur, der Zauberpriester aus dem Lande Xantilon, der Geheimnisvolle aus einem Zwischenreich, wo es kein körperliches Dasein mehr gab, meldete sich mal wieder nach langer Zeit.

Al Nafuur war wie Molochos ein Priester aus jenen Tagen, als sich Xantilons Schicksal entschied.

Doch im Gegensatz zu Molochos gehörte Al Nafuur der Weißen Kaste an, die ebenfalls den Weg zur Unsterblichkeit gesucht – und auf ihre Weise auch gefunden hatte. Molochos hatte Verrat begangen und sein Volk und eine ganze Kultur der Vernichtung preisgegeben.

Telepathisch hatte Al Nafuur sich schon oft bemerkbar gemacht, gab Hinweise und Ratschläge, wenn ihm das möglich war, und war Molochos' Gegenpol.

»Es ist sinnlos, es zu versuchen, Björn.«

Das Zwiegespräch spielte sich völlig lautlos in Hellmarks Gedanken ab.

»Dann – kennst du Ranis Schicksal?« dachte er beklommen und hatte Angst vor Al Nafuurs Antwort.

»Ja – und nein. Er lebt…«

»Aber – dann kann man ihm doch helfen! Wo ist er? Nenne mir den Ort, wie du mir seinerzeit Tschinandoah als Fixpunkt genannt hast…«

»Das war etwas anderes, Björn. Da herrschten andere Bedingungen. Du kannst Rani nicht helfen – weil du den Punkt nicht erreichen kannst, wo er sich aufhält. Von außen her kann keine Veränderung seines Zustandes herbeigeführt werden. Raum und Zeit ›drüben‹ haben sich verändert. Die Umwandlung ereignete sich von innen heraus, und nur von innen heraus kann es nochmal eine Veränderung geben. Keiner vermag zu sagen, wann und wie und ob dies jemals der Fall sein wird. Du mußt ohne Rani auskommen. Das mag sich herzlos anhören, doch sollte ein Mann in deiner Situation sich keinen falschen Hoffnungen und Illusionen hingeben. Das wäre gefährlich.«

Al Nafuurs ›Stimme‹ in ihm klang sehr besorgt und ernst. Er war genau das Gegenteil wie gewöhnlich, wenn er scherzte und manch trockenen Witz vom Stapel ließ.

»Ich kann dich nur warnen. Die letzte Entscheidung liegt bei dir, Björn. Ich muß dir sagen, daß du nichts verändern kannst, was du selbst nach ›drüben‹ trägst. Die Voraussetzungen, die seinerzeit

bestanden, existieren nicht mehr. Tschinandoah ist verschwunden. Bleib' in dieser Welt, solange sich keine anderen Möglichkeiten abzeichnen. Hier ist soviel zu tun für dich. Du wolltest dich mit Camilla Davies und Alan Kennan treffen? Sie warten bereits auf dich… aber eigenartigerweise sehe ich im Zusammenhang mit beiden eine Gefahr, die sowohl deine beiden Freunde als auch dich betrifft. Da ist etwas, was ich noch nicht klar erkennen kann… Sei auf der Hut, Björn! Molochos und seine Schergen schlafen nicht.«

Seine Stimme verebbte, ein Zeichen dafür, daß Al Nafuur den Kontakt aus dem Zwischenreich nicht mehr aufrechterhalten konnte, daß er durch irgendwelche dämonischen Einflüsse gestört wurde.

Björn Hellmark blieb mit seinen Fragen allein zurück…

*

Carminia Brado wußte, daß ein Mensch wie Hellmark nicht selbst ein Paradies genießen konnte, wenn die Welt rundum im argen lag.

Sein Ziel war es, die Gefahren zu bannen, die ungerechterweise für Unschuldige entstehen konnten. Aus der Welt würde wohl nie ein Paradies werden, niemand von ihnen war so fanatisch, dies zu glauben, doch wo immer es möglich war, das Geschick und die Lage unglücklicher Menschen zu verändern, wollte Hellmark sein Bestes tun.

Carminia ärgerte sich, daß sie vorhin nur an sich gedacht hatte. Sie seufzte. »Es tut mir leid«, sagte sie leise. »Ich hab' es nicht so gemeint.«

»Ich weiß«, erwiderte Björn grinsend, nahm sie plötzlich auf seine beiden Arme und lief mit ihr die zwei Schritte zum Wasser, die sie von dort trennten.

»Was hast du vor, Björn?«

»Das tun, was ich die ganz Zeit schon tun wollte. Dich untertauchen, damit du wieder einen klaren Kopf bekommst!«

Ihr Protest wurde im wahrsten Sinn des Wortes mit einer Sturzflut von Wasser ertränkt, die ihr ins Gesicht schwappte. Prustend kam sie in die Höhe.

»Das ist gemein!« Sie wollte nach Hellmark schlagen, der aber tauchte unter ihrem Schlag fort, und sie traf das Wasser, das hochspritzte.

Eine Zeitlang verfolgten sie sich gegenseitig schwimmend im Wasser, und Pepe, der die lustige Auseinandersetzung mitbekam, griff schließlich ein.

Es wurde eine heitere halbe Stunde. Erschöpft kehrten sie schließlich an Land zurück, blieben im heißen Sand liegen und ruhten sich aus.

Noch einmal hatten sie alle Sorgen abgestreift, waren völlig gelöst und frei.

An diesem Morgen begab Björn sich in die Geister-Höhle, die sein Refugium war.

Hier zwischen den verlassenen steinernen Thronsitzen führten Stufen pyramidenförmig in die Höhe zu dem Thron, der diese Treppenpyramide abschloß. Der oberste Thron trug seinen Namen. Seine Vorgänger, deren Namen hier verewigt waren, lebten in einer fernen Zeit in Xantilon – und er, so war es in dem prophetischen Buch der Gesetze vermerkt – sollte würdevoll als einziger und letzter Sohn des toten Gottes, wie man einst einen weisen und gerechten Herrscher auf Xantilon nannte, den Abschluß einer Kette bilden, die von den Schwarzen Priestern in einem Gewaltakt durchtrennt worden war.

Björn ging zuerst zu dem Spiegel der Kiuna Macgullyghosh, der an einer bestimmten Stelle stand. Ein dreisterniges Symbol zeigte an, daß hier an dieser Stelle schon mal jemand zu irgendeiner fernen Zeit den Weg in den Süden Tschinandoahs eingeschlagen hatte.

Björn starrte eine geraume Weile in den dunklen Spiegel, hinter dem eine andere Welt begann. Er fühlte das Verlangen in sich aufsteigen, nochmal den Weg durch den Spiegel zu gehen – schon streckte er die Hand aus, und da gab es kein Glas und keine glatte Fläche, die seiner Hand Widerstand entgegengesetzt hätte. Seine Hand tauchte ein wie in eine senkrecht stehende Wasserwand und verschwand im Nichts. Er zog sie wieder zurück, nahm den Vorhang und verdeckte damit die Oberfläche des Spiegels und setzte dann seinen Weg zum obersten Steinthron fort.

Dort lag in einem ledernen, geigenkastenähnlichen Behälter das Schwert des Toten Gottes, dort stand ein kleiner Kasten, in dem die rubinroten Augen des Manja, der Trank der Siaris, die Dämonenmaske und seit neuestem auch jener geheimnisvolle Gegenstand aufbewahrt wurde, den er in der spiegelverkehrten Welt des Blutsiegels fand, auf den die Tempeldienerin Asymeda ihn aufmerksam gemacht hatte.

Das blattförmige Etwas mit den magischen Symbolen und dem fischgesichtigen Herrscher im Mittelpunkt war auch so ein Mosaiksteinchen… Asymeda hatte ihm ans Herz gelegt, doch dieses Amulett, jenen ›flachen Stein‹, wie Asymeda das Objekt bezeichnete, mitzunehmen. Ein heiliger Mann habe es einst besessen, und so war jene Stelle, wohin dieses Amulett gefallen war, durch Molochos' Willen nie beeinflußt worden. Im Gegenteil: das mächtige Blutsiegel selbst hatte an dieser Stelle gewissermaßen ein Loch erhalten, das denjenigen jedoch, die es dringend benötigten, nicht bekannt war.

»Das Bild des Herrschers aus der Tiefe«, murmelte Björn. Seit seiner Rückkehr aus der unheimlichen Molochos-Traumwelt fing er an, sich zum erstenmal wieder die Worte ins Gedächtnis

zurückzurufen, die Asymeda ihm quasi im letzten Augenblick noch zugeworfen hatte, ehe sich ihre Wege – für immer? – trennten.

Das Rätsel der Worte Asymedas war geblieben wie das Rätsel des Steins, der ihm ›gute Dienste leisten könne‹… Wann und wie?

Er nahm nur die Dämonenmaske aus dem mit rotem Samt ausgeschlagenen Behälter. Die mußte er bei sich haben. Auch als Macabros, den er jetzt entstehen lassen wollte, um sich in New York zu informieren, ob sich Camilla Davies und Alan Kennan im Verlag von Richard Patrick gemeldet hatten.

Björn fühlte sich ausgeruht und voller Unternehmungsgeist.

Es bereitete ihm nicht die geringste Schwierigkeit, sich auf die Verdoppelung seines Körpers zu konzentrieren.

Macabros, sein Doppelkörper, formte sich aus dem Nichts…

… und nahm Gestalt an, Tausende von Meilen von dem Originalkörper auf Marlos entfernt.

Eine belebte Straße!

Lunchtime… Menschen an den Straßenübergängen, übervoll überfüllte Snackbars… Hektik, Aufregung, Lärm…

Einer rempelte ihn an.

»Pardon!« sagte der junge Mann, der an ihm vorüberrannte, und plötzlich stutzte.

Macabros, der sich in nichts von seinem Originalkörper Björn Hellmark unterschied, war genau an einer belebten Straßenkreuzung mitten in New York angekommen. Ihm genau gegenüber lag das Bürohochgebäude, in dem die Patrick-Verlagsgesellschaft untergebracht war. Ein gewaltiger Gebäudekomplex, vierzehn Stockwerke hoch, enthielt sämtliche Büros des Unternehmens.

Der Mann, der um ein Haar mit Macabros zusammengeprallt wäre, blieb stehen. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Man sah dem Passanten förmlich an, wie es hinter seiner Stirn arbeitete.

Die Augen des Mannes verengten sich. Er wollte etwas sagen, denn er wußte genau, daß vor zwei Sekunden noch niemand an der Straßenecke vor ihm gestanden hatte. Dieser Mann mußte wie ein Pilz aus dem Boden gewachsen sein. Eben doch noch war die Straße vor ihm frei gewesen.

»Nicht der Rede wert«, sagte Macabros grinsend. »Das kann jedem Mal passieren.«

Der andere schluckte, schüttelte den Kopf und lief ohne ein weiteres Wort zu verlieren über die Straße. Am Zebra-Streifen sprangen die Ampeln gerade auf Grün.

Macabros nahm seine Umgebung aufmerksam in sich auf. Was sein Bewußtsein empfing, das ging im gleichen Augenblick auch in Björn Hellmarks Hirn über, der auf dem steinernen Thron saß, welcher seinen Namen trug.

Hellmark war völlig entspannt. Beide Körper waren voll aktiv und voller Kraft, und Björn der Tausende von Meilen von New York entfernt war, bekam trotzdem alles mit, was sein Zweitkörper dort wahrnahm, sah und hörte.

Macabros erreichte das Portal des Gebäudekomplexes. An der Portiersloge meldete er sich bei Patrick an.

Der Portier kannte den Besucher, redete ihn freundlich mit ›Mister Hellmark‹ an, ohne zu erkennen, daß es sich bei dem Mann nur um eine Kopie des wirklichen Körpers von Hellmark handelte.

Macabros bestand aus einer feinstofflichen Substanz. Die sah aus wie Fleisch und Blut – verfügte aber nicht über deren Verletzbarkeit.

»Sie wollen bestimmt zu Mister Patrick«, sprach der Angestellte ihn sofort an.

»Erraten.«

»Tut mir leid, Mister Patrick ist leider nicht anwesend.«

»Dann warte ich, bis er kommt.«

»Das dürfte sich schlecht realisieren lassen, Sir. Mister Patrick, ist für eine längere Zeit abwesend. Er wird diese Woche nicht mehr zurückkommen.«

Macabros spitzte die Lippen. Er erkundigte sich beiläufig nach Richard Patricks Ziel, erhielt aber keine Auskunft. Der Mann in der Portiersloge war darüber offenbar nicht informiert. Er verwies den Besucher an Richard Patricks Sekretärin.

Laura Georgson empfing ihn. Die charmante Sekretärin bot ihm Platz und einen Drink an und gab ihm zu verstehen, daß sie ihn schon erwartet hätte.

»Gestern nahm ich einen Anruf hier aus der Stadt entgegen, Mister Hellmark«, sagte sie freundlich lächelnd. Ihre angenehme Stimme paßte zu ihrem Äußeren. »Eine gewisse Camilla Davies und ein gewisser Alan Kennan riefen an und bezogen sich auf Sie. Sie sollten sich hier melden und baten darum, in Ihrem Auftrag Mister Patrick eine dementsprechende Information weiterzugeben. Ich konnte die Herrschaften nur auf später vertrösten. Mister Patrick ist mit unbekanntem Ziel abgereist.«

Macabros zeigte sich verwundert. Er konnte sich seit seinem intensiven Kontakt zu Richard Patrick nicht daran erinnern, daß der Verleger mit unbekanntem Ziel abreist. Patrick war aufgrund seiner eigenen okkulten und parapsychischen Forschungen zu einem Globetrotter geworden, stöberte die seltsamsten Dinge auf – aber daß er abreiste, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, war etwas ganz Neues. Dazu mußte es einen triftigen Grund geben.

Wenn es von Wichtigkeit war, das seine eigene Sache betraf, dann würde er sicher über kurz oder lang Näheres erfahren. Richard Patrick stimmte in der Beurteilung der Lage der Erde vollkommen mit ihm

überein.

Es gab sie, die Feinde aus dem Unsichtbaren, die eigentlich kein Mensch wahrhaben wollte. Man mußte nur erkennen, wie sie ihre Kreise zogen, um sie empfindlich zu stören.

»Durch die Herrschaften weiß ich auch, daß Sie nach Ihnen fragen würden«, fuhr Laura Georgson leise fort. »Sie halten sich beide im Roseland-Hotel auf…«

»Vielen Dank!« Macabros schob sein Glas auf dem Tisch zurück und erhob sich. »Dann will ich mich nicht länger aufhalten, Miss Laura. Meine Freunde werden schon auf mich warten. Bestellen Sie Richard Patrick meine Grüße und sagen Sie ihm, daß ich mich in der nächsten Woche dann nochmal sehen lasse. Wir werden uns bestimmt viel zu erzählen haben.«

»Das will ich gerne tun, Mister Hellmark.«

Er reichte ihr die Hand, verabschiedete sich von ihr und ging.

Als er die Tür hinter sich zuzog, veränderte sich im gleichen Augenblick der klare und freundliche Gesichtsausdruck Laura Georgsons, und sie sah aus, als ob sie sich plötzlich an etwas entsinne, das mit etwas Unangenehmem verbunden war.

Ihr Gesicht wurde roboterhaft, der Glanz ihrer Augen matt.

Sie griff zum Telefon und wählte mechanisch eine Nummer.

Laura wartete ruhig ab. Nach dem dritten Rufzeichen wurde auf der anderen Seite der Leitung abgehoben.

»Hier ist Laura Georgson. Ich muß Ihnen etwas mitteilen, Mister Patrick…« begann sie leise und mechanisch zu sprechen…

*

Macabros ging sofort in den Lift, der in der vierzehnten Etage stand, wo sich das luxuriöse Chefzimmer befand.

Macabros war allein in dem Aufzug und wartete erst gar nicht ab, bis der Lift unten ankam.

Björn Hellmark ließ seinen Doppelkörper einfach verschwinden und materialisierte wieder in der Nähe des Roseland-Hotels.

Er erkundigte sich an der Rezeption nach Camilla Davies und Alan Kennan und erfuhr, daß sich beide im Restaurant aufhielten.

Zwei Minuten später saß Macabros bei den Freunden am Tisch. Die Wiedersehensfreude war groß. Man war glücklich, die gefährlichen Situationen hinter sich gebracht zu haben, und jeder drückte die Hoffnung aus, daß es zu einem neuen Anfang reichte.

Camilla und Alan hatten bereits Getränke und Speisen bestellt. Macabros wollte abwarten, bis Camilla und Alan in Ruhe zu Mittag gegessen hatten.

Der erst Gang wurde aufgetragen – als im nämlichen Augenblick

über die Lautsprecheranlage eine Durchsage gemacht wurde: »Mister Hellmark bitte zum Telefon. Wir haben das Gespräch in Kabine neun gelegt. Mister Hellmark, bitte in Kabine neun…«

*

Im ersten Moment glaubte er, nicht richtig zu hören.

Zwischen seinen Augen entstand eine steile Falte.

Er wurde am Telefon verlangt?

Außer Laura Georgson wußte kein Mensch, wo er sich befand.

Macabros erhob sich, entschuldigte sich und eilte in die angegebene Kabine.

»Hier Hellmark…«

»Tag, Hellmark. Das funktioniert ja prompt. So schnell kriegt man Sie ja für gewöhnlich nicht an die Strippe…« Die Stimme, die an sein Ohr klang, war kühl, unpersönlich und ihm fremd.

»Ich will Sie nicht lange aufhalten, ich weiß, wie kostbar Ihre Zeit ist. Sie sollen mir nur einen kleinen Wunsch erfüllen: rücken Sie das Bild des ›Verlorenen Herrschers‹ raus…«

»Woher wissen Sie?« warf Björn schnell ein, wurde aber sofort wieder in seine Schranken verwiesen.

»Eben red' ich, Hellmark. Lassen Sie mich doch erst mal aussprechen! Das, was Sie wissen müssen, kriegen Sie schon gesagt. Und alles andere ist sowieso uninteressant für Sie… Hören Sie gut zu: wir wissen, daß Sie sich im Moment hier in New York aufhalten. Als Macabros sind sie unangreifbar für uns, es hat also keinen Sinn, Sie zu bedrohen. Dennoch erwarten wir von Ihnen, daß Sie bis Mitternacht das Bild des ›Verlorenen Herrschers‹ herausgeben, das Sie von der fremden Welt mitbrachten.«

»Ich denke gar nicht daran!«

»Doch, das werden Sie. Sogar ganz schnell. Wir kennen Ihre Starrköpfigkeit. Aber mit der kommen Sie diesmal nicht weiter. Wenn Sie nicht tun, was wir von Ihnen verlangen – wird es böse Folgen haben. Wir werden Ihnen beweisen, daß uns alle Mittel recht sind, um unser Ziel zu erreichen. Kehren Sie noch heute hierher ins Hotel zurück! Quartieren Sie sich in Zimmer Nr. 126 ein! Punkt Mitternacht wird sich jemand bei Ihnen melden und das Amulett entgegennehmen. Das ist alles, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe…«

»Was ist, wenn ich mich weigere?«

Macabros reagierte schnell. Es kam ihm darauf an, das Gespräch in die Länge zu ziehen. Vielleicht entdeckte er doch noch etwas, was ihm verriet, mit wem er es zu tun hatte.

»Das ist nicht möglich. Sie setzen damit das Leben von Menschen aufs Spiel, die nichts mit alledem zu tun haben. Darauf wollen Sie es

doch nicht ankommen lassen, nicht währ? Ich denke, wir haben uns verstanden. Damit Sie merken, wie ernst es uns ist, wird in dem Augenblick, wo ich auflege, draußen auf dem Parkplatz vor dem Hotel ein Fahrzeug in Flammen aufgehen. Denken Sie an das Bild des ›Verlorenen Herrscher‹! Bringen Sie es mit, Hellmark!«

»Hallo…«

Es knackte in der Leitung. Der andere legte auf.

In diesem Augenblick gab es vor dem Hotel einen ohrenbetäubenden Lärm. Die Fensterscheiben zitterten, Menschen, liefen schreiend und erschreckt zusammen.

Macabros zögerte keine Sekunde.

Er verschwand, als ob der Boden ihn verschluckt hätte. Im nächsten Moment war er außerhalb des Hotels, am Rande des Parkplatzes, wo Rauch und Qualm emporstiegen und riesige Flammenzungen gen Himmel leckten und einen Wagen völlig einhüllten.

Macabros befand sich inmitten des Rauchvorhangs und sah, daß niemand in dem Fahrzeug saß, der Hilfe benötigt hätte.

Flammen schlugen aus dem Kühlerdeckel und füllten auch das Innere des Fahrzeuges.

Aus dem Hotel kam jemand mit einem Feuerlöscher gerannt.

Macabros, der dem brennenden Fahrzeug am nächsten stand, ließ sich von einem Fahrer, der seinen abgestellten Wagen aus der Gefahrenzone bringen wollte, ebenfalls einen Feuerlöscher reichen. Gemeinsam gelang es schließlich, den rätselhaften Brand unter Kontrolle zu bringen und einzudämmen.

Die Polizei kam. Menschen umstanden das halb ausgeglühte Fahrzeug dicht gedrängt. Der Besitzer war totenbleich und brachte anfangs kein Wort über die Lippen. Er stand vor einem Rätsel, wie es zu diesem Ereignis hatte kommen können.

Ein Bombenanschlag? Niemand hatte die Detonationen gehört. Eine Augenzeugin berichtete: »Das Feuer brach blitzartig aus. Auf einmal stand das Auto in Flammen.«

Eine befriedigende Erklärung gab es nicht. Macabros hätte sie geben können. Aber er schwieg. Er wußte, daß niemand ihm geglaubt hätte – und wichtig allein war, daß bei dem Dämonenangriff aus dem Unsichtbaren niemand zu Schaden gekommen war.

Macabros aber wußte, daß mit diesem Angriff ein Signal erfolgt war, das er nicht auf die leichte Schulter nehmen konnte.

Über den Vorfall mit seinen Freunden diskutierend, ohne jedoch auf den wahren Hintergrund einzugehen, brachte er die Zeit des Abwartens hinter sich.

Dann bezahlten Camilla Davies und Alan Kennan ihre Rechnungen und begaben sich auf ihre Zimmer, um ihr Gepäck mitzunehmen.

Macabros begleitete sie.

Man wunderte sich später in dem Hotel, daß Miss Davies und Mister Kennan nicht mehr mit dem fremden Besucher herunterkamen.

Als ein Boy nach oben geschickt wurde, steckten die Schlüssel außen an den Türen der betreffenden Räume. In den Zimmern selbst aber hielt sich niemand mehr auf. Sie waren geräumt.

Die Fenster standen offen, und warm schien die Mittagssonne herein.

Man meinte, die Hotelgäste, die sich hier eingemietet hatten, hätten sich in Luft aufgelöst. Niemand hatte sie schließlich das Hotel verlassen sehen…

Das Rätselraten blieb…

Niemand wußte schließlich, daß Macabros, Björn Hellmarks Doppelkörper, die Freunde mit telekinetischer Kraft auf seine unsichtbare Insel Marlos dirigiert hatte, wo sie sich auf ihre Aufgabe vorbereiten sollten.

*

Es war der gleiche Tag, an dem die sterblichen Überreste von Ronald Martin auf dem kleinen Dorffriedhof beigesetzt wurden.

Unter den Trauergästen, die dem Toten die letzte Ehre erwiesen, befand sich auch Gwendolyn Gendine, die sich in den letzten Wochen sehr um den alten Mann gekümmert hatte.

Die allein lebende Frau hatte den Toten morgens nach dem Besuch des Filmregisseurs gefunden und alles in die Wege geleitet.

Gwendolyn Gendine sah man noch jetzt die Enttäuschung an. Die Frau hatte fest damit gerechnet, daß eine schriftliche Mitteilung für sie bereit lag. Doch alle Briefe, die sie an jene Tag in der Schublade gesehen hatte, als sie das Schreiben für Joe Octlan herausnahm, waren verschwunden. Hatte Ronald Martin sie zuletzt noch an einen anderen Ort gelegt?

Das wollte sie nachprüfen, denn es ließ ihr einfach keine Ruhe, daß sie leer ausgehen sollte, wo vermutlich doch mehr zu holen war als nur alte Bilder mit düsteren Landschaften, verstaubte Bücher und Krimskrams, der aus irgendwelchen Trödlerläden zu stammen schien.

Nach der Beisetzung ging sie nochmal in das abgelegene Haus, zu dem sie immer noch die Schlüssel hatte.

Gwendolyn Gendine erlebte den Schreck ihres Lebens.

Sie meinte, sich verirrt zu haben.

Die Wände und Regale – waren leer! Die Bilder und Bücher, die Statuen und Vasen mit den bizarren Gemälden darauf waren verschwunden!

In der ehemaligen Holzfällerhütte standen nur noch das Bett, ein

paar alte Stühle, ein Tisch, ein paar Kisten und Schachteln, die ebenfalls leer waren.

Während der Beisetzung schien jemand hier in aller Ruhe ausgeräumt zu haben.

Aber – das war doch unmöglich!

Gwendolyn Gendine stand da wie ein begossener Pudel. Sie verstand die Welt nicht mehr. Die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf und bildeten ein wirres Durcheinander. Innerhalb von zwei Stunden konnte man diese Menge an Büchern, Bildern und Kleinkram einfach nicht wegschaffen. Es sei denn, daß hier mehrere Personen gleichzeitig aktiv gewesen waren. Aber das war eigentlich unvorstellbar… alles war unvorstellbar, egal, wie sie die Sache gedanklich auch durchackerte.

Sie benachrichtigte den Sheriff, der sich der Angelegenheit annahm.

Der untersetzte Mann mit dem beachtlichen Bauchansatz, war die Ruhe selbst und glaubte anfangs nichts von dem, was Gwendolyn Gendine ihm da überbrachte. Aber dann überzeugte er sich an Ort und Stelle.

»Die Bilder und Bücher und der ganze Kram, den er im Lauf seines Lebens gesammelt hat, scheint doch wertvoller gewesen zu sein, als manch einer hier dachte. Da nimmt doch niemand das Risiko eines Einbruchs auf sich, wenn er nicht weiß, daß hier in der alten Hütte was zu holen ist…«

Aber Einbruchsspuren gab es nicht. Also hatte jemand einen Schlüssel gehabt!

Als besonders erwähnenswert fand Gwendolyn Gendine den Brief des alten Martin und den Besuch von Joe Octlan, der daraufhin prompt hierher gefahren war.

»Sie meinen, daß Octlan – etwas mit dem Verschwinden zu tun haben könnte, Gwendolyn?«

Achselzucken. »Keine Ahnung…«

»Aber in Betracht ziehen muß man einfach alles, da hast du schon recht. Wir lassen diesen Octlan mal überprüfen…«

Das tat er telegrafisch eine Stunde später.

Er erfuhr, daß Joe Octlan vor zwei Tagen sein Hotel in Houston verlassen hatte und zu seinem neuen Drehort nach Dayton in Ohio gefahren sei. Rund zwanzig Meilen weiter westlich in den Bergen befänden sich uralte, still gelegte Bergwerksstollen, wo ein Großteil des neuen Octlan-Streifens abgedreht werden sollte.

Wenn Octlan sich in der Nähe von Dayton befand, was eindeutig klargestellt wurde, dann konnte er schlecht heute in den Morgenstunden die Hütte hier ausgeräumt haben. Und vom Abholen der Leiche bis zu Gwendolyn Gendines Rückkehr waren nicht mal drei

Stunden vergangen.

»Das geht einfach nicht mit rechten Dingen zu«, war der Kommentar des Sheriffs, als er die Dinge so klipp und klar vor sich liegen hatte. »Aber die Bücher und Bilder und der andere Kleinkram können sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst haben. Irgendwo müssen sie doch sein!«

Sie waren auch irgendwo – aber dort vermutete sie kein Mensch…

*

Eine finstere Höhle.

Kahl und feucht waren die Stollenwände, die tief in den Bauch des Berges führten.

Alte Balken stützten die Decke und bildeten ein Gewirr von Pfosten.

Die Schienen waren verrostet, und es standen sogar noch einige mit Steinen gefüllte Loren herum.

Ein breiter Taschenlampenstrahl wanderte lautlos und gespenstisch über die feuchten, niedrigen Wände. Die Hand, die die Lampe hielt, war kräftig und braungebrannt.

Sie paßte zu dem Mann, der jetzt den Stollen entlangkam und sich duckte, um unter einer besonders tief hängenden Decke durchzukommen. Dieser Mann – er trug einen hellen Anzug und ein dunkelgemustertes Sporthemd – war Joe Octlan.

Er hielt sich in einem der Bergwerksstollen auf, wo man einst nach Gold und Diamanten gesucht hatte.

Schutt und Steine lagen herum, über die er geduckt stieg. Auf diese Weise gelangte er schließlich in eine Nische, in die ein Stollen mündete.

Hinter einem Felsvorsprung, der zum Teil mit Balken abgetrennt war, sah diese Stollenwelt ganz anders aus.

Die Wände waren nicht glatt. Vielmehr sahen sie so aus, als ob das Gestein hier einst flüssig gewesen und über Gegenstände geflossen war, die hier standen.

Wenn man genau hinsah, dann konnte man rechteckige Erhebungen in der Wand erkennen, die an versteinerte Bücher erinnerten, große, gerahmte, von flüssigem Gestein überzogene Flächen hatten gewisse Ähnlichkeiten mit Bildern.

Andere Erhebungen inmitten der Felswand erinnerten an Vasen und Skulpturen.

Die Bücher, Bilder, Vasen und Skulpturen aus der Hütte des Rha-Ta-N'my – besessenen Ronald Martin, dessen Geist und Seele in dem neuen Körper nachwirkten, waren hier in dem abgelegenen Stollen auf merkwürdige Weise verändert angekommen!

All das Wissen, das Martin sich im Verlauf langer Jahre angelesen und angesehen hatte, hier war es vereint und in Stein verewigt.

Ein satanisches Grinsen veränderte das Gesicht des Regisseurs. Er war zufrieden mit der Entwicklung der Dinge.

»Rha-Ta-N'my hält, was sie verspricht«, murmelte er dumpf, und seine einsame Stimme hallte durch die Welt der Finsternis. »Mein zweites Leben hat begonnen, und ich werde es nutzen, um zu erfüllen, was sie erwartet. Zeige mir den Helfer, den du mir versprochen hast – der das Grauen bringen wird, damit ich beweisen kann, wie hoch Rha-Ta-N'mys Name im Reich der Dämonen geschätzt wird! Ich werde der Welt beweisen, daß es möglich ist, Rha-Ta-N'my zurückzurufen, ich werde tun, was andere bisher vergebens versuchten. Ich werde zu einem ihrer Großen werden. Ich bin bereit, meine Göttin, reich mir deine Hand…«

Sein ganzer Körper spannte sich. In seinem Gesicht stand die Erwartung zu lesen, als er sich bückte und die Taschenlampe einfach auf den Boden legte.

In der rechten vorderen Ecke schien in dem Augenblick, als er sich aufrichtete, die Dunkelheit pulsierend zuzunehmen.

Das Licht der Taschenlampe flackerte unruhig und erlosch schließlich ganz.

Tiefste Finsternis, in der es lebte und atmete…

Aber es war nicht Joe Octlan alias Ronald Martin, der da atmete. Er hielt den Atem an, hörte das leise Keuchen und spürte, daß dunkel und pulsierend etwas aus der Felswand herauszuwachsen schien.

Er fühlte die Bewegung vor sich. Da wogte und atmete es, und in der Dunkelheit kam etwas an, das noch schwärzer war.

Wie in Trance bewegte sich der Mann, der aussah wie Octlan, aber nicht Octlan war, auf die vordere rechte Ecke zu.

Etwas Kaltes schlug ihm entgegen.

Da hockte ein unförmiger, schwarzer, schleimiger Körper, der Ähnlichkeit hatte mit einer gestaltlosen Zellenansammlung.

Das Gebilde öffnete sich, als der Mensch darauf zukam – und Joe Octlan wurde aufgenommen wie in einer fleischigen Tasche, die sich völlig um ihn schloß.

Seltsames Rauschen und Rascheln erfüllte sein Bewußtsein – und in dem Maß, da ihn dieses Unbekannte, aber gerufene Etwas beschäftigte, das ganz auf seinen Leib eingestellt und auf seine geistige Wellenlänge eingerichtet war. Nur einer, der sich so intensiv mit Rha-Ta-N'my, deren Leben und Wirken befaßte, konnte diese Kontaktaufnahme herbeiführen. Und selbst dann war es noch fraglich, ob die Dämonengöttin auch dazu bereit war, den Ruf anzunehmen.

Diesmal war sie bereit dazu, ein Zeichen dafür, daß sie sich viel von dem versprach, was mit dem zweiten Leben des ihr voll

ergebenen Ronald Martin begann. Hier war ihr ein menschlicher Geist ohne Furcht und mit ganzer Hingabe hörig, hier hatte ein Mensch sich völlig aufgegeben.

Ronald Martin in Octlans Leib, fühlte ein Zerren und Reißen, und er meinte, in endlose, unerbittliche Ferne gezogen zu werden.

Das Rauschen schwoll an zu einem Orkan und überflutete ihn ganz. Die absolute Dunkelheit löste sich zögernd auf, schwand jedoch nicht ganz. Unangenehme Dämmerung herrschte, in der für ihn jedoch eine andere Umgebung erkennbar wurde. Er befand sich in – einer anderen Welt?!

Riesige spitze, himmelstürmende Berge kratzten ein unheilvoll anzusehendes Wolkenmeer an. Dräuende Nebel wogten über den düsteren, unheilschwangeren Tälern, in der geheimnisvolle Schatten zu leben schienen.

Martin hatte das Gefühl, von tausend Augen gleichzeitig beobachtet zu werden.

Aber das störte und irritierte ihn nicht.

Er hatte fast fünfzig Jahre seines Leben im geheimen auf die Offenbarung Rha-Ta-N'mys gewartet.

Ob sie ihm – ihr wirkliches Gesicht zeigen würde?

Dies würde das größte und entscheidendste aller Zeichen sein. Er hatte bei seinem Studium der geheimen Schriften aus allen Teilen der Welt zahllose Hinweise für die Existenz der Dämonengöttin gefunden, der tausendmal tausend Namen zugeschrieben wurden, tausendmal tausend Gesichter.

Es war ihm in harter, mühevoller Kleinarbeit gelungen, die Namen zu entwirren und Verbindungslinien zu ziehen zu anderen Geschöpfen, die als Fabelwesen, als Dämon und Plaggeister, als Nachtmahre oder Geistwesen auftauchten und scheinbar ein eigenständiges Leben führten. Selbst in Gestalt von Bestien und Ungeheuern hatten sich der unbeschreibbare Körper Rha-Ta-N'mys schon in grauer Vorzeit auf der Erde gezeigt. Und vielfältig wie ihre eigenen Gesichter waren die Legionen ihrer Helfershelfer, die sie selbst geboren hatte oder die im Verlauf ihres unaufhaltsamen Siegeszuges durch das Universum zu ihren Dienern geworden waren.

Manches hatte er klar erkannt – das meiste aber war ihm nach wie vor ein Rätsel.

Wenn Rha-Ta-N'my die Tore ihres Reiches für ihn öffnete, dann würde er bald auch die Zipfel der letzten Geheimnisse erfassen.

Rha-Ta-N'mys Lieblingsgestalt war die des schwarzen unheilbringenden Todesvogels. Und es schien Martin, als rauschten Schwingen, als würde er auf Flügeln rasend schnell durch die dämmrige Nebelwelt getragen werden…

Die riesigen Berge schrumpften so schnell, als ob er sich von ihnen

entferne…

Aber dann erkannte er – und dies nicht mit einem gewissen Schrecken –, daß er sich nicht von den Bergen entfernte, sondern daß er wuchs, immer schneller, immer rasender, als sollte er sich zu einem Riesen entwickeln!

War es nur Einbildung?!

Riesige Blasen schwebten dunkel und lautlos an ihm vorbei, wie eingefangenes Gas aus einem brodelnden Sumpf.

Von der Seite her schoben sich schwarze Nebelbänke auf ihn zu, die gewaltige Schluchten bildeten, in deren Tälern grauer Nebel einen See bildete, in den er eintauchte.

Martin, versehen mit seinem neuen, kraftvollen Körper, meinte, darin zu liegen.

Er gab sich völlig entspannt diesem Schweben hin, dem blasigen Nebel, dem Himmel, der ihn berührte.

Dann hörte er eine Stimme. Es war seine eigene, die Stimme des Ronald Martin, der in schlaflosen Nächten sich wie ein Irrer gebärdete, um die Grenzen zwischen seiner Schwachheit und der Welt, die ihn von einer anderen trennte, niederzutrampeln.

»Rha-Ta-N'my!« hörte er sich rufen, hektisch, verzweifelt und besessen. »Ich bin bereit für dich. Ich werde alles tun, was du von mir verlangst – wenn ich nur Geld, Macht und Einfluß erlangen kann… Nenne mir deinen Preis, und ich werde ihn akzeptieren! Ich fürchte dich nicht, nicht deine Welt! Ich traue mir zu, sie zu ertragen…«

Der Nebel um ihn herum brodelte wie ein Sumpf.

»Ich habe viele Enttäuschungen erlebt… ich stand immer abseits… rücke mich in den Mittelpunkt, verleihe mir Macht!«

Die Stunden aus der Vergangenheit kehrten ein in seine Erinnerung. Er hörte sich schreckliche Flüche und Beschwörungen sprechen… alles, was schon lange Zeit vergangen war, wurde nun nochmal lebendig für ihn.

»Du hast die Stunde und den Ort gut gewählt«, vernahm er da eine Stimme, die aus der Schlucht, aus den Gasblasen, den Nebeln und den winzigen Bergen, gegen die er den Kopf gelehnt hatte, zu kommen schien.

Eine Antwort! Zum ersten Mal – nach fünfzig Jahren und dem Tod seines ersten Körpers – eine Antwort aus Rha-Ta-N'mys Mund?!

»Der Acker ist gut vorbereitet. Ich will es mit dir versuchen. Überall, wo sich einst Menschen oder Halbdämonen in meinem Namen trafen, besteht die Möglichkeit, zurückzukehren. In diesen Bergen war ich wie in so vielen rätselhaften, unerforschten Höhlen – schon mal zu Hause. Du bist Ronald Martin, aber du besitzt einen neuen Körper, den Körper eines Mannes, der den Ruf nicht annahm, wie du ganz richtig erkannt hast. Dabei hätte er so viel für mich – für

uns – erreichen können. Du bist in seine Fußstapfen getreten, und ich gebe dir die Möglichkeit, den Weg zu gehen, den Joe Octlan nicht erkannt hat – nicht erkennen wollte. Die Mächte, deren Wirkung er zeigte, waren angeblich Kinder seiner Phantasie. Gebilde solcher Art belebten seine Filme… aber nun soll die Wirklichkeit einkehren, die Octlan nicht wahrhaben wollte. Du hast Gedanken, die mir zusagen, Ronald Martin… in dieser Schlucht, diesem Tal, in das es dich wie ein Magnet gezogen hat, wird ein Großteil der Aufnahmen entstehen, die nicht nur von der Leinwand her mehr Schrecken und Unheil verbreiten werden, sondern mitten unter den Menschen. Octlan wird unter Beweis stellen, daß man Rha-Ta-N'mys Welt fürchten muß…«

Die Stimme aus der Tiefe, aus allen Seiten, klang schaurig, aber er empfand sie als wohltuend, weil er darauf eingestellt war. Er empfand nicht mehr mit menschlichen Sinnen.

»Mittelpunkt deines neuen Films werden Helfer aus meiner Welt sein. Und wenn es dir gelingt, ein befriedigendes Ergebnis mit diesen Partnern herbeizuführen, dann wirst du wieder von mir hören, dann werde ich erkennen, wie weit ich dir meine Welt zeigen kann, wie weit du würdig bist, zu den Großen zu zählen, die meinen Willen ausführen dürfen.«

Ein triumphierendes Lächeln spiegelte sich auf dem glatten, sonnengebräunten Gesicht des Mannes mit den enganliegenden Ohren und dem fast weißen Haar.

In der Umgebung des Drehortes sollten Merkwürdigkeiten passieren, die den neuen Octlan-Gruselstreifen schon mit dem Flair des Geheimnisvollen und Unheimlichen umgaben.

Der neue Film mußte Aufmerksamkeit erregen, ob er wollte oder nicht. Er würde wie ein verbrennendes Feuer sein, das die Menschen anzog wie Motten, damit sie schließlich darin verglühten.

Die schwarzen Nebelwände der Schlucht schimmerten plötzlich feucht und schleimig. Und der Schleim wurde groß und unförmig und nahm schließlich die Gestalt einer überdimensionalen, etwas verfremdet wirkenden Schnecke an, die langsam und lautlos an der Schluchtwand herabkam. Das Haus wurde weißgrau, und lange, spitze, tentakelförmige Auswüchse bewegten sich wie Flimmerhaare an dem sich verjüngenden Ende und dem aufgeblähten Vorderteil des Dämonentieres, das sich aus dem Nichts entwickelte.

Den Schnecken haftete wegen ihrer Form und ihrer Größe etwas Beängstigendes an.

Rauschen… Rascheln… wieder pulsierte und atmete die Finsternis.

Ronald Martin sah die Schluchtwände auf sich zukommen – es schien, als ob er von ihnen zusammengepreßt würde.

Und jetzt waren die Wände keine Wände mehr – sondern die fleischige Innenhaut jenes schwarzen, unförmigen Etwas, das ihn

aufgenommen und mitgenommen hatte in die Dämonenwelt.

Ronald Martin wurde ausgestoßen, taumelte zurück und hatte den Übergang von seinem vermeintlichen Riesenwuchs in seine Normalgröße gar nicht mitbekommen. Licht begann zu flackern. Die Taschenlampe! Er war zurück in der Höhle und fühlte sich schwach und ermattet…

Hatte er geträumt?

Nein! Das war kein Traum. Das gestaltlose, unförmige Etwas hockte groß und atmend in der Ecke und stellte die Verbindungsstation zwischen ihm und der Dämonenwelt dar, von der er einen Zipfel erblickt hatte.

Er wich zurück. Er kannte keine Furcht mehr und war nun in seinem zweiten Leben erfüllt von einem wilden, dämonischen Wunsch, seine Ziele durchzusetzen, die Menschen, deren Welt und Gesetze völlig zu mißachten.

Aus dem schwarzen Leib quollen weiß-graue Auswüchse. Es war, als würde Ronald Martin die Geburt des Grauens miterleben.

Die riesigen Schnecken, die fast so groß waren wie er selbst, lösten sich von dem schwarzen, schleimigen Leib der Dämonenbestie und schoben sich über den felsigen Boden direkt auf Martin zu.

Da begann die Erde zu beben…

*

Ein unheimliches Rumpeln löste sich aus der Tiefe.

Die Menschen in dem kleinen Dorf nahe des gebirgigen Tals wurden in der Mittagszeit überrascht.

Die Bilder an den Wänden verrutschten, Uhren pendelten hin und her.

Menschen stürzten schreiend auf die Straßen.

Kinderwagen kippten um, Hunde rannten jaulend davon, gefüllte Teller rutschten über die plötzlich zitternden Tischplatten, und Suppen, Kartoffeln, Soße und Gemüse verteilten sich auf dem Fußboden. Blumentöpfe kippten von den Fensterbänken auf die Straße und zerschmetterten dort.

Der Erdstoß währte zehn Sekunden. Dann kehrte wieder Ruhe ein.

Den Menschen stand das Entsetzen in den Gesichtern geschrieben.

In der ersten halben Stunde wagte kaum jemand aus dem Ort in sein Haus zurückzukehren. Dann machte einer den Anfang, und so nach und nach folgten die anderen diesem Beispiel.

Zum Glück hatte es keine Toten und Verletzten gegeben. Auch die Häuser selbst waren kaum in Mitleidenschaft gezogen worden.

Es hatte nicht mal Risse in den Decken und Wänden gegeben. Die Bilder ließen sich wieder gerade hängen, ebenso die Uhren, die

Fußböden einigermaßen reinigen.

Nach dem ersten Schreck kehrte die Erleichterung ein, daß man nochmal mit einem blauen Auge davongekommen war. Es hätte alles viel schlimmer sein können.

Man begann mit den Aufräumungsarbeiten, und an diesem Tag gab es in Hatonshire kein anderes Gesprächsthema.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem örtlich begrenzten Erdstoß. Die Auswirkungen des kurzen Bebens waren in Dayton nicht mehr zu spüren gewesen.

Aus Dayton reisten mehrere Reporter an, schossen Aufnahmen und interviewten die Bewohner.

Billy Hopkins von »Evening Mag« hielt sich am längsten in Hatonshire auf.

Er schrieb seinen Bericht in dem kleinen Hotel, in dem auch ein Großteil des technischen Personals und der Schauspieler untergebracht war, mit denen gemeinsam Joe Octlan seinen neuen Streifen verwirklichen wollte.

Hopkins schnappte die Bemerkung einer Bewohnerin auf, die der Meinung war, daß es seit der Ankunft der Filmleute nicht mehr mit rechten Dingen zuginge.

Dafür interessierte Hopkins sich. »Wie meinen Sie das?« wollte er wissen.

Die Frau wiegte bedächtig ihren Kopf hin und her und machte ein geheimnisvolles Gesicht. »Die Filme, die dieser Octlan dreht – die kennt man ja. Der Mann ist doch verrückt! Woher weiß er das alles? Der steht mit dem Teufel im Bund, ich sag's Ihnen! Mir ist der Bursche nicht ganz geheuer.«

»Kennen Sie Mister Octlan denn persönlich?«

»Ich habe ihn gestern eine Zeitlang im Dorf gesehen. Er hat sich alles interessiert angeschaut. Er hat stechende Augen… ich habe ihn ganz aus der Nähe gesehen. Ich fürchte mich vor diesem Mann. Er beschwört Kräfte, die man besser ruhen lassen sollte. Wenn ich ihn sehe, dann hab' ich das Gefühl, daß der wirklich in der Lage ist, Tote aus den Gräbern zurückzurufen – wie man das oft in seinen Filmen sieht.«

»Also kennen Sie seine Arbeiten?«

»Notgedrungen hab' ich die kennengelernt. Mein Mann ist so ein Narr. Wenn Octlans Filme im Fernsehen laufen, dann darf sich niemand in der Wohnung bewegen. Bevor ich in der Küche hantiere und mich ins Bett lege und langweile – da schaue ich mir halt auch mal etwas an, was mich eigentlich nicht interessiert.«

Billy Hopkins wechselte noch ein paar Worte mit der Frau, und es fielen noch einige amüsante und interessante Bemerkungen. Die Interviewte glaubte tatsächlich daran, daß mit dem Auftauchen

Octlans einiges nicht mehr stimme. Sie gab einige Wahrnehmungen preis, die sie bisher aus Furcht, von ihren Nachbarn oder Bekannten ausgelacht zu werden, nicht genannt hatte. Und sie bat auch Hopkins darum, keinen Gebrauch davon zu machen. Erst als er ihr versprochen hatte, es für sich zu behalten, teilte sie ihm mit, daß heute vom Baum ihres Hauses plötzlich ein toter Vogel heruntergefallen sei.

»Ich habe noch gesehen, wie das Tier auf einen höheren Ast fliegen wollte. Mitten im Flug fällt es plötzlich herunter, genau vor meine Füße. Seine Flügel und Beinchen haben noch gezittert. Das ist ein schlechtes Omen, hab' ich so bei mir gedacht.«

»Es sterben viele Menschen am Herzschlag. Auch bei einem Vogel kann das passieren.«

»Mister Octlan stand in der Nähe«, wisperte die Frau. »Das heißt: er ging gerade an meinem Haus vorüber und weiter in die Schlucht hinüber Richtung Minen. Octlan ist ein böser Mensch, er hat schlimme Gedanken. Er kann das Unglück heraufbeschwören, ich bin mir ganz sicher, daß es so ist. Er hat den Vogel getötet.«

»Warum sollte er das?«

»Ich weiß es nicht. Aus Freude – am Bösen! Solche Menschen gibt es, vor ihnen muß man sich in acht nehmen. Das Erdbeben heute mittag – auch das ist so eine Sache. Hier hat die Erde noch nie gebebt. Octlan scheint das Böse, das er in seinen Filmen darstellt, mit sich herumzutragen wie eine zweite Weste. Hier in der Schlucht, in der Hatonshire liegt, stimmt etwas nicht mehr. Es liegt etwas in der Luft, und die Atmosphäre ist vergiftet, seitdem dieser Octlan sich hier aufhält.«

»Wissen Sie, wie sein neuer Film heißt?«

»Nein, keine Ahnung.«

»Rha-Ta-N'mys Leichenschlucht! Vielleicht meint er mit der Leichenschlucht diese Schlucht, in der Hatonshire liegt. Das Beben war vielleicht ein Vorzeichen für noch Schlimmeres, Mister Hopkins«, fuhr die Frau mit gesenkter Stimme fort und in ihrem unsteten Blick lag etwas Gehetztes. »Wir werden alle sterben. Octlan führt etwas im Schild, von dem wir alle keine Ahnung haben!«

*

Das Gespräch mit der etwa fünfzigjährigen Frau beschäftigte Billy Hopkins noch lange. Seltsamerweise war ihm nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen, daß seine Gesprächspartnerin nicht ganz richtig im Kopf sein könnte.

Sie hatte ihre Gedanken und Vermutungen mit einer Klarheit und einer selbstsicheren Wortwahl vorgetragen, die ihm zu denken gab.

Octlan – ein Hexer?

In gewissem Sinn – ja. Mit seinen Filmen zumindest verzauberte und faszinierte er sein Publikum. Hopkins spielte da mit dem Gedanken, die Story im »Evening Mag« ganz groß aufzumachen und sich zunächst mal nicht so eng an das Versprechen zu halten, das er Mrs. Brown gegeben hatte.

Jetzt war es wichtig, noch einiges über die Darlegungen der Mitarbeiter Octlans zu erfahren und nach Möglichkeit Joe Octlan selbst zu interviewen.

Aber der war nicht in Hatonshire. Es stellte sich heraus, daß Joe Octlan seit dem frühen Vormittag sich nicht mehr in Hatonshire aufhielt. Er war auf Motivsuche in die Bergwerksregion gelaufen.

Da hier in Hatonshire jedermann noch mit sich selbst zu tun hatte, war niemand auf den Gedanken gekommen, das Dorf zu verlassen, um zu sehen, was eventuell bei dem Beben aus Octlan geworden sein könnte.

Hopkins dachte noch bei sich, daß es leicht möglich war, daß Octlan auf seinem Inspektionsgang durch die Minen bei dem Erdbeben überrascht wurde und möglicherweise sogar Hilfe brauchte.

Er blickte hinüber zu den Bergwänden, wo hinter Buschwerk und Felsbrocken die stillgelegten Minenschächte begannen, die hier in Hatonshire seit Jahrzehnten schon kein Mensch mehr beachtete.

Es hieß, daß es dort zu sehr vielen Unfällen und Stolleneinbrüchen gekommen sei, die weit über dem Maß der Wahrscheinlichkeit gelegen hätten.

Hopkins ertappte sich dabei, daß er plötzlich eine Parallele zur Person Joe Octlans entdeckt zu haben glaubte.

Die Stollen standen in einem schlechten Ruf, weil sie viele Menschen das Leben gekostet hatten. Octlans Interesse gerade an diesen Minen war daher doch bemerkenswert…

Billy Hopkins kaute auf seiner Zigarette und starrte mit schmalen Augen hinüber auf die Berge, hinter denen die Sonne versank.

Da entdeckte er den Rauch. Leicht und rhythmisch, als ob Indianer Rauchzeichen gäben, stieg ein Wölkchen am Ende der Schlucht auf, es kam aus einer Region, die von bizarren Felsbrocken umgeben war.

Normalerweise hätte der Rauch, der von der glutroten, untergehenden Sonne angestrahlt wurde, ebenfalls rot sein müssen.

Das aber war es nicht…

Der Rauch war giftgrün, daß jedem Betrachter förmlich schauderte.

*

Minutenlang stand Hopkins da, und alles Leben schien aus seinem Körper gewichen.

Der Rauch wurde von der Luft verdünnt und aufgenommen – dann war da nichts mehr Bemerkenswertes.

Giftgrüner Rauch? Es war, als ob der Atem der Hölle ihn getroffen hätte… Billy Hopkins war kein ängstlicher und kein abergläubischer Mensch, aber jetzt lief ihm doch eine Gänsehaut über den Rücken. Und das fand der Reporter aus Dayton doch bemerkenswert.

Er wollte der Sache auf den Grund gehen. Er fühlte sich seltsam beunruhigt und mußte jener Mary Brown recht geben, die behauptet hatte, daß etwas in der Luft lag. Ja, es stimmte! Er fühlte es jetzt auch…

Billy Hopkins war nicht ortskundig. Da es ihm darauf ankam, so schnell wie möglich an der Stelle zu sein, wo die rätselhafte Erscheinung aufgetreten war, sprach er zwei junge Männer aus Hatonshire an.

»Zeigt mir den kürzesten Weg nach dort drüben.« Er deutete in die angegebene Richtung.

»Da liegen die alten Stollen. Da ist nichts, Mister.«

»Ich möchte, sie mir aus der Nähe ansehen. Wenn ihr mich begleitet, kriegt jeder fünfzig Dollar von mir.«

»Jeder?« fragte ein bleicher, blonder, hochgeschossener Neunzehnjähriger. »Ich hab' mich wohl verhört.«

»Nein. Jeder.«

»Dafür bringen wir Sie doppelt so weit, wenn Sie das wollen«, warf der andere schnell ein, ein dunkelhaariger, etwas kräftigerer Bursche, etwa im gleichen Alter, mit eng anliegenden, verwaschenen Blue jeans und einem Ringelpulli bekleidet.

So gingen sie los. Hopkins mußte sich im stillen eingestehen, daß es ihm eigentlich nicht nur darum ging, auf dem kürzesten Weg an die fragliche Stelle zu gelangen, sondern daß er sich Begleitung wünschte.

Er hatte ganz gemeine Angst!

*

So hatte er sich die Ankunft der Freunde auf Marlos nicht vorgestellt. Die Ankunft der ersten Gäste auf der Insel der Stille und der Bescheidenheit hätte etwas feierlicher sein können. Aber dazu ließ ihm die Situation keine Gelegenheit.

An Carminia Brado und Pepe lag es, Camilla Davies und Alan Kennan zu bewirten.

Danach entschuldigte er sich und zog sich in die Geister-Höhle zurück, während Camilla den Freunden die einfachen Hütten zeigte, die hier in diesem Klima genau richtig waren. Hier herrschte ewiger Frühling, hier gab es keine Türen, die verschlossen werden mußten… die Menschen, die hier einen neuen Anfang machen sollten, konnten

sich gegenseitig vertrauen. Hier brauchte keiner Angst zu haben, daß ihm etwas gestohlen wurde… Menschen gleichen Sinnes und gleicher Meinung würden hier vereint sein, und Björn hoffte inständig, daß dieser kleine Anfang bald entscheidende Früchte trug.

In der Geister-Höhle angekommen, nahm er sich sofort den flachen, seltsam geformten Stein vor, der das »Bild des Verlorenen Herrschers« zeigte.

Im Schacht auf der von Molochos beherrschten Welt, von der er durch Bho-Kthas und Asymedas Hilfe hatte fliehen können, hatte Asymeda schon den Begriff »Verlorener Herrscher« geprägt. Nun war dieser Name durch den geheimnisvollen Anrufer im Regent-Hotel ebenfalls genannt worden. Genaues konnte Björn sich nicht darunter vorstellen.

Er betrachtete die geheimnisvollen magischen Symbole, die das rätselhafte, seltsame Porträt des fischgesichtigen, zeptertragenden Herrschers umgaben.

Der flache Amulett-Stein trug oben fünf unregelmäßige Zacken und unten drei.

Björn wiegte den rätselhaften Fund in der Hand, sein Blick war in imaginäre Ferne gerichtet.

Dieser Fund war von großer Bedeutung. Der geheimnisvolle Anrufer, der davon wußte, daß er im Besitz dieses Amulettes war, hatte ganz klar zu erkennen gegeben, daß er nichts unversucht lassen würde, ihm dieses Amulett wegzunehmen.

Seine Gegner gingen in direkten Angriff über. Sie verließen die schützenden Löcher und ließen seltsame Überraschungen vom Stapel, um zu zeigen, wie präsent sie waren.

Das Amulett mußte von allergrößter Wichtigkeit für sie sein. Und er, Hellmark, mußte so schnell wie möglich herausfinden, weshalb dies der Fall war.

Dabei aber galt es, allergrößte Vorsicht walten zu lassen.

Das Leben Unschuldiger stand auf dem Spiel. Hellmark wußte aus Erfahrung mit seinen grausamen Gegenspielern, daß die keinen Pardon kannten, daß es für sie keine Gnade gab. Sie waren seelenlose Geschöpfe, von Rha-Ta-N'my in die Welt der Menschen gesetzt, um Unheil und Verwirrung, Angst und Tod zu bringen.

Dann tat er etwas, was er schon lange nicht mehr getan hatte. Er schlug das Buch der Gesetze auf und blätterte darin. Seit seinem Aufenthalt in Xantilon und den Erfahrungen, die er als der namenlose Kaphoon gemacht hatte, der als kämpfender und abenteuerlustiger Barbar die Weiten eines von Fabelwesen, Bestien, abtrünnigen Verrätern und Schurken, von Magiern, Hexern und Dämonen bevölkerten alten Landes mit dem Schwert des Toten Gottes durchstreift hatte, las er in diesem Buch ohne besondere

Schwierigkeiten.

Angefangen mit der Übersetzung hatte seinerzeit Professor Bert Merthus, ein Sprachgelehrter und Archäologe, der eigenwillige Forschungen betrieb und in Amerika wohnte. Anfangs war Björn mit dem Gesetzestext, der ganz persönliche Prophetien für ihn enthielt, überhaupt nicht fertig geworden. Nach und nach aber war seine Erinnerung an die alte Sprache zurückgekehrt, und sein Bewußtsein, das er einst als Kaphoon besessen hatte, war voll zum Tragen gekommen.

Er wußte, er hatte schon mal gelebt, und die Erinnerung an diese Zeit war nach seinem Xantilonaufenthalt verstärkt wiedergekommen.

Er nahm Platz auf dem steinernen Thron und versank in angestrengtes Lesen.

Das Buch enthielt keine Symbole und keine Zeichnungen, nur Text. Und der war oft so schwer verständlich und bildhaft gestaltet, daß manche Passagen ihm im wahrsten Sinne des Wortes wie ein Buch mit sieben Siegeln erschienen.

Er überlas einige Passagen und las sich fest an einer Stelle, in der er plötzlich den Begriff des »Verlorenen Herrschers« wieder fand.

Björn Hellmark erfuhr von einer tiefgreifenden Spaltung im Reich der Dämonen, die sich vor undenklichen Zeiten abgespielt hatte. Danach waren die Dämonen ein eigenständiges Volk gewesen, das in der Tiefe des Universums existierte und durch weisen Entschluß in seine Grenzen verbannt worden war. Es kam nicht ganz heraus, wieso es schließlich doch zur Befreiung und Expansion der Schrecklichen kam. Rha-Ta-N'my war die höchste, ihr unterstanden viele Herrscher, auch auf menschlicher Seite. Andere Herrscher aus dem Dämonenkosmos sahen sich um ihre Chance gebracht, sahen im Anfang nur das eigene Ziel und wollten eigene Machtbereiche schaffen. Rha-Ta-N'my konnte viele von ihnen wieder zurückholen auf ihre Seite oder mit den mächtigen Dämonengötzen die Abtrünnigen vernichtend schlagen.

Auf diese Weise waren viele Rassen in allen Teilen des Universums in die Abhängigkeit der Dämonengöttin geraten. Einzelne mutige Kämpfer, zu denen einst auch Kaphoons Vater – dessen Schicksal nie geklärt werden konnte – gehörte, zu denen selbst auch Kaphoon gehörte, von dem er ebenfalls noch nicht wußte, unter welchen Umständen er sein Leben verlor, aber hatte es immer gegeben.

So war im Reich der irdischen Dämonenbeherrscher und Dämonenbeherrschten in den meisten Fällen ein Punkt zu finden, von dem aus sich der Kampf gegen die Eindringlinge und Sieger wieder aufrollen ließ. Es war nur wichtig, diese »schwache Stelle« ausfindig zu machen und danach sich ihrer zu bedienen.

War das Amulett eine solch »schwache Stelle«?

Hellmarks Blick wurde hart. Seine Gedanken schweiften kurz ab, und er merkte, daß er sofort den Zusammenhang verlor. Da konzentrierte er sich wieder auf den Text und las in der alten Sprache, die er in seinem ersten Leben als Kaphoon in einem fremden Land gesprochen hatte.

Die Uneinigkeit der Reiche im Dämonenland wurde angesprochen und von den Propheten dem Leser dieses Buches ans Herz gelegt. Rha-Ta-N'my hatte sich aufgemacht, sie alle zu vereinen, und sie lockte mit den Welten der Menschenrassen, die in diesem Teil des Kosmos zu Hause waren.

Rha-Ta-N'my konnte große Erfolge auf diesem Weg nachweisen, und nur so war es erklärbar, daß gewaltige Angriffe von vielen Seiten gleichzeitig geführt wurden und das Schlachtfeld sich immer mehr Richtung Erde verlagerte.

Björn Hellmark entdeckte einen Hinweis, der ein »Bild das wiederkommen« kann, erwähnte. »Erst war der Herrscher verloren. Er bewachte den Schwarzen Vogel – bis ein anderer kam, der ihn befreite – und so änderte sich sein Leben von Grund auf. Wer das ›Bild‹ zum Herrscher bringt, erhält Einblick in das Leben des Baums des Schicksals…«

Björn schluckte hart. Der Baum des Schicksals! Jetzt erinnerte er sich, auch diesen Begriff schon mal in einem anderen Zusammenhang gehört zu haben. Arson hatte den Baum des Schicksals erwähnt, als er sich auf die Suche nach seiner geliebten Gattin und seinem Sohn begab, die von dämonischen Geschöpfen in das untergehende Xantilon der Vergangenheit entführt worden waren.

Alles gehörte irgendwie immer zusammen… ein großes Räderwerk, eine gigantische Maschinerie war das Leben, das Werden und Vergehen – das irgendwann in dem endlosen Strom von Raum und Zeit begann und wieder in ihn mündete.

Er begriff: Das Amulett des heiligen Mannes war ein Schlüssel zu einem großen Geheimnis. Ein Schlüssel, den es zu bewahren galt!

Dieser Schlüssel erleichterte ihm jetzt, wie er erkannte, nicht nur das Verständnis zu gewissen Passagen dieses Buches, er ermöglichte ihm auch den Weg zu dem geheimnisvollen »Verlorenen Herrscher« und dem Schwarzen Vogel, in dem man sowohl den Schwarzen Manja als auch Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, sehen konnte, deren Lieblingsgestalt der Vogel war.

Hellmark klappte das Buch der Gesetze zu.

Er mußte geschickt vorgehen. Es galt, das Amulett zu behalten und gleichzeitig zu verhindern, daß die Dämonenstimme, die Unheil angekündigt hatte, ihre Drohung wahrmachen konnte.

Er hatte einen Plan…

*

Das Treffen war in Zimmer Nr. 126 im Regent-Hotel vorgesehen.

Daran wollte er sich halten.

Nach dem Zusammenbruch der Hellmark-Werke durch Dämonenmanipulation waren ihm nur noch wenige persönliche Dinge geblieben, die er retten konnte. In der Welt der Wirtschaft und Politik hatte sich scheinbar alles nach den bestehenden Regeln abgespielt. Björn Hellmark allein aber wußte, wie es zum Zusammenbruch der Hellmarkschen Werke gekommen war, welche Manipulationen dabei eine Rolle spielten.

Offiziell war er seit jener Zeit aus dem Blickpunkt der Öffentlichkeit verschwunden, hatte den Bungalow am Genfer See zurückgelassen – und stellte jetzt fest, daß dieser Reichtum und diese Bequemlichkeit ihm eigentlich nie wirklich etwas bedeutet hatten. Die finanzielle Unabhängigkeit hatte es ihm ermöglicht, sich frei den Dingen zu widmen, die ihm unter anderen Umständen nur äußerst schwierig möglich gewesen wären.

Er steckte die Plakette ein, verschloß den Behälter, der das Dämonenschwert trug und nahm aus einem Fach in der Felswand einen Bündel Dollarnoten, die er als »Lebender im sichtbaren Reich« einfach brauchte.

Hier auf Marlos war ihm bewußt geworden, wie wenig der Mensch zum Leben eigentlich wirklich brauchte, um glücklich und zufrieden zu sein. Das war die höchste Freiheit. Aber das hatten die Menschen verlernt – auf der einen Seite durch eigenes Verschulden, auf der anderen Seite durch die Verlockungen, die sehr oft von gewisser Seite ausgeübt wurden.

Ohne Geld konnte man nicht auskommen. Es war gut, daß er einen Teil seiner persönlichen Ersparnisse, die doch eine beachtliche Summe ausmachten, hierher hatte transferieren können.

So konnte er die Kosten für das Hotel zahlen… eines von vielen mögliche Dingen, die ihn erwarteten.

Er verabschiedete sich von den Freunden und versprach bald zurück zu sein, nachdem er in Umrissen erklärt hatte, worum es ging. Er hoffte, mit neuen Informationen zurückzukommen, die ihnen allen von Nutzen waren.

Pepe maulte, als er Hellmark reisefertig erblickte.

Er wollte sie das nächste Mal alle mitnehmen, und dann würden sie einen Stadtbummel durch New York oder San Francisco, durch Paris, London, Genf oder Berlin machen…

»Und wenn du dann keinen Unfug treibst«, lachte Björn, Pepe an die Brust drückend, »daß du keine Rolltreppen stehen und keine Glühbirnen platzen läßt – dann kriegst du auch eine Gitarre, mein

Freund! Die hab ich dir ja schon lange versprochen.«

Pepe strahlte übers ganze Gesicht. Er wollte Björn Hellmark umarmen – griff aber in Luft und fiel nach vorn.

Da war niemand mehr! Hellmark hatte sich durch Macabros Hilfe der Telekinetie nach New York abgesetzt, wo es Abend wurde…

»Na warte«, murmelte Pepe und raffte sich aus dem weißen Sand auf. »Ich werde mich rächen. Laß uns nur erst mal in New York, San Francisco, Paris, London, Genf oder Berlin sein… dann werde ich dir ein paar Kunststücke vorführen, die sich gewaschen haben. Du wirst deine helle Freude an mir haben!«

Und er wußte später wirklich nicht mehr zu sagen, ob er es gewollt hatte oder ob im Hinblick auf seine parapsychischen Fähigkeiten nur sein Stimmungsbarometer in die Höhe schnellte.

Zwei faustgroße Steine in der Bucht, unmittelbar in der Nähe der Geister-Höhle, flogen empor wie Vögel, tanzten und drehten sich im Kreis und klatschten dann rund zweihundert Meter vom Standort des dunklen Knaben mit dem Wuschelkopf in das Meer.

Das Wasser spritzte.

Pepe hatte die Steine geworfen – aber wo andere Menschen ihre Hände benötigten, bediente sich der parapsychisch begabte Junge manchmal seiner Gedanken…

*

In den Bergen wurde es schnell dunkel.

Billy Hopkins Augen befanden sich in steter Bewegung.

Da vorn lagen die alten Stollen. Nicht mehr alle waren zugänglich. Die meisten Eingänge waren verschüttet oder mit Buschwerk und Sträuchern zugewachsen. Abstützbalken waren morsch geworden und übten in Wirklichkeit keine Funktion mehr aus.

Die Gegend hier oben wirkte trist und verlassen.

Die Stille war beängstigend.

Dies alles registrierte Billy Hopkins mit höchster Aufmerksamkeit, er hielt Ausschau nach der Stelle, an der er vorhin den giftgrünen Rauch wahrgenommen hatte.

Es gab keine Hinweise dafür, daß hier erst kürzlich ein Feuer gebrannt hatte. Es roch weder nach Rauch, noch waren irgendwelche Brandspuren zu finden.

»Das war’s, Mister«, sagte der Hagere. »Da fangen die Stollen an. Aber lassen Sie sich gleich gesagt sein, daß es nicht lohnt, sich die Spinnweben um die Ohren schlackern zu lassen. Da drin finden sie kein Körnchen mehr. Wir waren oft als Kinder hier oben…«

»Das wird ja wohl noch nicht all zu lange her sein«, warf Hopkins schnell ein. Er wußte selbst nicht, warum er diese einfältige

Bemerkung machte, doch die beiden jungen Burschen, die ihn hierher begleitet hatten, lachten darüber.

Der Dunkelhaarige, Kräftigere von beiden wollte etwas sagen, aber im Ansatz des Sprechens hielt er inne.

Da war ein Geräusch!

Rasselnd und fauchend wie ein Sog, der durch einen der Stollen fuhr, hörte es sich an.

Die drei Ankömmlinge warfen fast wie auf Kommando ihre Köpfe herum und blickten in die Richtung, aus der das unheimliche Geräusch kam.

Der Hagere, der dem Stolleneingang am nächsten stand, tat zwei schnelle Schritte nach vorn und verschwand hinter dem Gestrüpp, das den Stollen zur Hälfte überwucherte.

Es ging alles blitzschnell…

Das Fauchen war von ungeheurer Intensität. Die Luft rundum vibrierte. Ein markerschütternder Aufschrei ließ den beiden anderen das Blut in den Adern gefrieren.

Der Dunkelhaarige preßte die Hände an die Ohren, Billy Hopkins Gesicht verzerrte sich vor Schmerz.

Der junge Mann aus Hatonshire rannte, die Hände an die Ohren gepreßt, zum Eingang.

Zweige knackten, Gestein kam ins Rollen.

Hopkins warf sich nach vorn.

Was sie beide sahen, erfüllte sie mit ungläubigem Entsetzen.

Der Hagere rutschte über den Boden. Ein erbarmungsloser Sog zog ihn in das Innere des Stollens, dessen Eingang von einer riesigen, spitz zulaufenden, unheimlich anzusehenden Schnecke fast ausgefüllt war.

*

Unter dem spitzen Auswuchs zeigte sich ein feuchter, schillernder Schlund, der von klebrigen Tropfen besetzt war.

Der Hagere rutschte über Zweige und Steine hinweg und konnte sich nicht festhalten. Der Sog war ungeheuer stark.

Das Untier aus einem jenseitigen Reich zog den jungen Mann aus Hatonshire in sich. Schreiend verschwand der Hagere in dem schwarzschillernden Rachen, und sein Rufen verhallte.

Der Dunkelhaarige taumelte nach vorn. Es gelang ihm, sich an einen Felsbrocken zu klammem. Der Luftstoß, der wie ein Ausatmen aus den beiden anderen grau-weißen Fühlern der bizarren Riesenschnecke kam, warf auch Billy Hopkins zu Boden.

Trotz seines Entsetzens tat der Reporter geistesgegenwärtig etwas, was ihm in diesem Moment gar nicht voll zu Bewußtsein kam.

Er riß die Kamera ans Auge, drückte ab, immer und immer wieder,

während das fremdartige, nicht von dieser Welt stammende Ungetüm sich aus dem finsteren Stollen schob und trompetenartig die Luft einsog, daß Laub und Gras und Sand emporwirbelten und die Betroffenen den Eindruck gewannen, ein lokal begrenzter Orkan tobe sich hier aus.

»Hilfe! Hilllfffeeeee!« brüllte der dunkelhaarige junge Mann. Er war kräftig und stemmte sich mit Verzweiflung und Todesangst gegen die enorme Wucht, die sich da zeigte.

Er rutschte über den Boden und wollte auf die andere Seite kriechen. Fast gelang es ihm, denn der lange, hornartige, trompetenförmige Auswuchs ruckte in die Höhe und bewegte sich wie ein Fühler, der etwas witterte.

Die Riesenschnecke kam weiter aus dem Stollen. Die Schwere des behäbig, aber unaufhaltsam und lautlos nach unten gleitenden Körpers raubte Hopkins den Atem.

Das urwelthafte, unbeschreibliche Ungetüm war nun im Freien und füllte wie ein Koloß das Blickfeld vor den liegenden Menschen.

Der Busch beugte sich flatternd und rauschend in die Richtung des Sogs. Der dünne, harte und steinige Boden schien sich langsam anzuheben. Die Wurzeln wurden senkrecht aus dem Erdreich herausgezogen, und der Busch verschwand, sich überschlagend, in dem feuchten Rachen des Unwesens ohne Namen.

Hopkins rollte ächzend herum. Er geriet zwischen zwei Felssteine, und der Sog zischte fauchend über ihn hinweg.

Billy Hopkins zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Er hielt die Kamera an die Augen gepreßt und schoß wie von Sinnen eine Aufnahme nach der anderen.

Er konnte nichts unternehmen, um dem Ungetüm das zweite Opfer zu vermiesen. Der dunkelhaarige junge Mann aus Hatonshire war verloren.

Wie sein Vorgänger verschwand er in dem Rachen – und das Loch schloß sich zuckend und flatternd.

Das Grauen saß Hopkins im Nacken, als er sich zusammenrollte wie ein Igel und den schützenden Spalt zwischen den beiden Blöcken verließ, um die ausstoßende Luft zu nutzen, die ihn zurückwarf.

Er rutschte den leicht geneigten Hang hinab, riß sich die Hände und die Kleider an dornigem Gestrüpp und scharfkantigen Steinen auf, daß die Schürfwunden wie Feuer brannten.

In einer Bodenmulde blieb er liegen, und von hier aus hatte er noch mal einen Blick auf das triste Panorama der Stollenschächte, die in das unbekannte Innere der Berge führten.

Das Ereignis war nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Er sah etwas, was es gar nicht geben durfte!

Ein zweites Ungetüm löste sich aus der Dunkelheit des Stollens,

glitt behäbig und massig hinaus in die Abendluft.

An dieser bizarren Schnecke gab es nicht nur die drei korkenzieherartig geformten Auswüchse.

Auf diesem Geschöpf – hockte ein Mensch wie ein Reiter auf seinem Reittier!

Ein Mann! Er war groß, kräftig und braungebrannt. Eine auffällige, interessante Erscheinung, deren großflächiges, glattes Gesicht und die weißen Haare erst recht dazu beitrugen, daß man dieses Gesicht nicht so schnell vergaß.

»O mein Gott«, stammelte Hopkins, und der kalte Schweiß brach ihm aus. »Ich bin verrückt geworden, ich hab' den Verstand verloren! Oder – ich träume! Octlan? Was hat denn Octlan mit der ganzen Sache zu tun? Wie komme ich nur dazu, ihn damit in Verbindung zu bringen?«

Er raffte sich auf und rannte weiter.

Fauchen und Zischen. Wieder der Sog. Hopkins ließ sich einfach fallen. Die beiden Riesenschnecken aus der Tiefe des Stollens erhielten Verstärkung durch eine dritte, die noch auftauchte.

Sie waren in der Lage, einen so gewaltigen Sog zu entfachen, daß es eine Kleinigkeit gewesen wäre, Hopkins auch jetzt noch aus einer Entfernung von rund dreihundert Metern anzusaugen und für immer zu entfernen.

Aber Octlan wollte nicht. Er gab einen kurzen scharfen Pfiff von sich. Die Schnecken schlossen ihre Saugöffnungen.

Octlan verfolgte den nach unten in die Schlucht Fliehenden.

»Laßt ihn laufen«, sagte er kalt, und seine Augen glitzerten wie Eiskristalle. »Wir haben ihn neugierig gemacht. Mehr wollten wir nicht. Die Fortsetzung folgt noch… Ehe die Menschen in Hatonshire begreifen, worum es eigentlich geht, wird es sie nicht mehr geben. Mit der großen Vernichtungsszene meines Films um Rha-Ta-N'my wird der Streifen beginnen…«

*

Er kam völlig erschöpft und ausgepumpt unten an.

Sein Ziel war das kleine Hotel, in dem er sich eingemietet hatte.

Billy Hopkins machte sich erst ein wenig frisch und mußte im Spiegel sein eigenes Gesicht sehen, um sich zu vergewissern, daß er sich noch wieder erkannte. Aber wie schrecklich sah er aus! Glühende Augen, dunkelumrändert… eingefallene Wangen… bleiche, rissige Lippen.

Er wusch sich, tupfte sich ein herbes Eau de Cologne in Gesicht und Nacken und rief als erstes den Sheriff an, nachdem er einen langen, inneren Kampf mit sich ausgetragen hatte.

»Und Sie wollen jetzt sicher, daß ich mich dort oben in den Minen umsehe?« fragte der Sheriff schließlich, als Hopkins geendet hatte.

»Genau.«

»Wie viele echt Hatonshire'sche Whiskys haben Sie getrunken, Mister Hopkins?«

»Nicht einen einzigen! Dazu hatte ich noch keine Gelegenheit, Sheriff! Ich bin stocknüchtern!«

»Vielleicht glauben Sie's nur zu sein, Mister Hopkins. Ihre Geschichte klingt zu unglaubwürdig, als daß ich sie Ihnen abnehmen könnte.«

»Dann versuchen Sie herauszufinden, wo die beiden jungen Männer sind, die mich da oben hin begleitet haben. Sie sind weg, Sheriff. Und sie können sich nicht in Luft aufgelöst haben…«

»Sie haben mir die beiden so genau beschrieben, daß ich weiß, um wen es sich handelt. Das waren Tom und der lange Ted. Die beiden machen jeden Quatsch mit. Wenn sie denen gesagt haben, daß sie sich für ein paar Stunden in den Stollen verstecken sollen, dann machen die das auch. Sie brauchen wahrscheinlich eine Sensationsstory, Mister Hopkins. Wahrscheinlich reicht Ihnen das nicht, was hier passiert ist. Kleiner Erdstoß. Keine Toten, keine Verletzten. Das ist ja nichts, wenn man bedenkt, wie viele tausend Menschen bei dem letzten großen Erdbeben in San Francisco oder in Friaul umgekommen sind. Da können wir ja nicht mithalten…«

»Sheriff!« preßte Hopkins aufgebracht zwischen den Zähnen hervor. »Machen Sie mit so etwas keine Witze…«

»Eben das will ich Ihnen mit meinen Worten sagen, Hopkins. Ich habe hier alle Hände voll zu tun, und Sie wollen mich auf ein paar Gespenster hetzen, die Ihrer Phantasie entsprungen sind. Riesenschnecken mit Horntentakeln und einem Saugloch, das bequem einen Menschen in sich aufnehmen kann. Erzählen Sie Ihre Horrorgeschichten jemand anders, aber nicht mir! Riesenschnecken! Das hab' ich ja noch nie gehört!«

»Ich auch nicht. Aber ich hab' sie gesehen.«

»Wo sollen die denn herkommen, Hopkins?«

»Keine Ahnung!« Hopkins war verzweifelt. Er hätte sich die Haare raufen können. »Vielleicht kommen sie aus der Erde. Das Erdbeben, Sheriff! Möglich, daß da oben in den Stollen irgend etwas geplatzt ist zum Erdinnern hin und…«

»Ich glaube eher, bei Ihnen ist etwas geplatzt, Mister Hopkins. Rufen Sie den Arzt an, vielleicht kann er noch etwas flicken. Mich lassen Sie bitte jetzt in Ruhe, ich habe noch zu tun… Und noch etwas: Sie können mich natürlich gern wieder anrufen, wenn Sie so 'ne Riesenschnecke durch die Stadt marschieren sehen. Vielleicht mach' ich mir dann die Mühe und lauf' zum Fenster… aber wehe, wenn ich

dann keine sehe. Sie können einstweilen darüber nachdenken, was ich dann mit Ihnen mache, Hopkins!«

*

Er ärgerte sich. Er hätte es anders anfangen sollen.

Hopkins rief seine Redaktion in Dayton an und erzählte dem Chefredakteur haarklein die Ereignisse, die sich abgespielt hatten, deren Zeuge er geworden war.

»Billy!« Die Stimme des Mannes am anderen Ende der Strippe klang scharf. »Willst du uns hier auf den Arm nehmen – oder wie hast du dir die ganze Sache gedacht?«

Man glaubte ihm auch in der Redaktion nicht…

Kein Wunder. Die Vorgänge waren so rätselhaft und phantastisch, daß sie niemand ernst nehmen konnte.

Und Hopkins war so weit in die Defensive gedrängt, daß er selbst schon daran zu zweifeln begann, ob er das Erlebnis wirklich gehabt hatte oder nicht…

»Okay«, murmelte er schließlich geschlagen und wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über seine schweißglänzende Stirn. »Aber die Bilder, John, die werden es beweisen! Ich laß sie entwickeln, noch in dieser Stunde. Wenn auch nur eine einzige Aufnahme etwas geworden ist, dann müßt ihr mir glauben – und dann werdet ihr es noch in der Sonderausgabe heute abend bringen!«

»Wir sind zu jeder Schandtat bereit, Billy. Wir bringen das Ganze – allerdings dann in einer etwas abgemilderten Form. Wir wollen schließlich nicht ganz unglaubhaft werden. Lassen wir uns überraschen.«

*

Die Überraschung ließ nicht auf sich warten.

Billy Hopkins verhandelte mit einem Fotografen, der den halbvollen Film sofort bearbeitete. Das Ergebnis, das herauskam, war erstaunlich und erschreckend zugleich.

Zwei Aufnahmen zeigten deutlich das Ungetüm aus einer fremden Welt, wie es seine Saugöffnung weit aufriß und der hagere junge Mann aus Hatonshire, von panikartigem Entsetzen erfüllt, im Schlund der Bestie verschwand.

Das zweite Bild zeigte das Ungetüm aus allernächster Nähe, so daß Einzelheiten zu erkennen waren. Auf dem Ungetüm saß triumphierend in beherrschender Pose – Joe Octlan!

Die anderen Schnappschüsse waren verwischt und verwackelt und nicht zu verwenden.

Hopkins raste nach Dayton. In der Redaktion besprach er sich mit dem Chefredakteur. Der war trotz allem nicht bereit, den Sensationsbericht in der Form zu bringen, wie Billy Hopkins das gern gehabt hätte.

»Da ist etwas faul, Billy. Begreifst du denn das nicht? Octlan hat sich einen Gag ausgedacht, allerdings zu einem recht ungünstigen Zeitpunkt. Als er jedoch in Hatonshire anreiste, konnte er nicht wissen, daß am gleichen Tag die Erde dort beben sollte.«

»Vielleicht doch, John…«

»Unsinn! Diese Leute vom Film brauchen einen Aufreißer. Octlan ist bekannt für seine Ideen. Die Ungeheuer, von denen du glaubst, daß sie vielleicht durch den Erdstoß aus der Tiefe eines unbekannten Erdinnern gekommen sein könnten – sind Plastikviecher. Octlan hat in der letzten Zeit sehr geheimnisvoll getan, was seine neue Arbeit anbetrifft. Nun setzt er blitzartig seine Überraschungen ein. Der Bursche ist ein Teufelskerl.«

Hopkins schluckte. John sah das mit ganz anderen Augen als er, und er mußte an das Gespräch denken, das, er am Nachmittag noch mit der Frau geführt hatte.

»Er ist ein Teufelskerl, John. Du hast verdammt recht damit…«

Der Chefredakteur hatte die Bemerkung gar nicht mitbekommen.

Gemeinsam mit Hopkins sprach er noch die Aufmachung des Berichts durch.

Die Balkenüberschrift lautete schließlich »Ungetüme aus der Vorzeit – oder ein neuer Joe Octlan-Gag?«

»Die Sache war ernst, verdammt ernst sogar.« Hopkins konnte sich nicht beruhigen. »Ich habe die beiden jungen Burschen schreien hören, ich habe ihre Gesichter gesehen, John. Da war nichts gespielt!«

»Natürlich nicht! Sie waren so überrascht, so von Entsetzen gepackt, daß sie gar nicht mitbekamen, was eigentlich los war. Jetzt hocken sie möglicherweise mit Octlan zusammen, und der freut sich über den Supergag, den er da losgelassen hat.«

»Wenn es so ist, wie du sagst, John, dann knöpf ich mir Octlan vor und interviewe ihn. Wenn er mich wirklich so geschockt hat, dann…« Er zuckte die Schultern, und man sah ihm an, wie es in ihm arbeitete.

»Ich bleib am Ball. Ich werde mich aus Hatonshire wieder melden. Bis morgen früh dann!«

Da sollte er schon nicht mehr leben…

*

Die Abendausgabe erschien. Die druckfrischen Blätter wurden von den Zeitungsjungen überall in der Stadt an den Mann oder die Frau gebracht.

Die beiden unheimlich wirkenden Bilder mit den Bestien und die ins Auge fallende Überschrift waren wirkungsvoll. In dem Bericht allerdings, der den heftigen Erdstoß als Hauptthema hatte, wurde Joe Octlan wegen seiner Pietätlosigkeit angeprangert, und John Blamon fragte Octlan direkt, was er sich eigentlich dabei gedacht habe, in dieser schweren Stunde ausgerechnet in dem heimgesuchten Ort Hatonshire seinen künstlichen Schrecken loszulassen.

»Sie zeigen wenig Gefühl, Mister Octlan!« schrieb er wörtlich. »Ist Ihnen das Grauen, das dort eingekehrt ist – nicht genug gewesen, müssen Sie ihm auch noch Ihren ganz persönlichen Stempel aufprägen? Müssen Sie eine Landschaft als Kulisse für einen Horrorfilm wählen, wo den Menschen noch die Angst und das Grauen in den Gesichtern geschrieben steht vor dem wirklichen Horror, den diese Welt zu bieten hat? Ich glaube, Mister Octlan, Sie sind uns alle eine Antwort schuldig…«

In diesem Stil ging es weiter. John Blamon brachte Billy Hopkins veränderten Bericht, erzählte von dem Film ›Rha-Ta-N'mys Leichenschlucht‹, von den rätselhaften Vorfällen und stellte die Bilder aus dem Erdbebengebiet denjenigen, die das angebliche ›Plastik- und Pappmachégrauen‹ Octlans zeigten, gegenüber.

Der Bericht war gut aufgemacht und verfehlte nicht seine Wirkung. Er forderte die Diskussion geradezu heraus und stachelte die Menschen an, sich mit Octlans bisherigen Filmen auseinanderzusetzen und sich zu fragen, was dieser Mann wirklich bezwecken wollte.

Die Ausgabe des ›Evening Mag‹ war noch keine Stunde alt, da klingelte im Büro Larry Brents in New York das Telefon und ein Nachrichtenmann berichtete von dem Text und den Bildern.

Der Name Rha-Ta-N’my war aufgetaucht und in aller Öffentlichkeit genannt worden. Larry forderte sofort ein Telebild der veröffentlichten Aufnahmen an.

Der Mann von der PSA, der als erfolgreichster Agent dieser Abteilung galt und in zahlreichen Abenteuern hervorragende Erfolge verbuchte, wußte, daß der Name Rha-Ta-N’my nicht erfunden war. Hier wurde eine Kraft bezeichnet, die schon zahlreiche Opfer gefordert hatte.

Larry Brent alias X-RAY-3 fühlte sich wie elektrisiert, als er von den Vorgängen erfuhr.

Jemand wußte Bescheid! Und dieser Jemand war – Joe Octlan. Er hatte den Namen Rha-Ta-N’my nicht zufällig gewählt.

Entweder war es ihm zugeflüstert worden, und er wußte nicht, welches Unheil er heraufbeschwor, oder er spielte mit dem Feuer und erwartete ein katastrophales Ergebnis!

Larry Brent war ein Mann schneller Entschlüsse.

Er telefonierte mit dem Sheriff von Hatonshire und erkundigte sich

im einzelnen nach dem, was Billy Hopkins berichtet hatte.

Im Zusammenhang mit Octlans Auftauchen war es zu sonderbaren Zwischenfällen gekommen – aber so konnte nur jemand es sehen, der schon mit Rha-Ta-N'mys Macht konfrontiert worden war.

Der blonde Amerikaner mit den rauchgrauen Augen hatte am eigenen Leib schon zu spüren bekommen, was geschah, wenn Rha-Ta-N'my durch leichtsinnige oder machtbesessene Menschen angerufen wurde. Es gab in der Vergangenheit der Erde viele dunkle, unerforschte Punkte, viele Stationen, die die einst hier anwesende Dämonengöttin aus einem fremden, unfaßbaren Reich aufgesucht hatte.

Octlan müßte in Rha-Ta-N'mys Bann sein, und es war ihm gelungen, etwas in seine Hand zu bekommen, was diese Folge von gespenstischen Merkwürdigkeiten, in denen er ein System sah, ausgelöst hatte.

Hier durfte keine Zeit verlorengehen.

Larry Brent leitete alles in die Wege.

Er führte mehrere wichtige Telefongespräche hintereinander. Die PSA hatte beste Kontakte zu allen wichtigen staatlichen Institutionen, Kontakte sogar direkt zum Präsidenten.

X-RAY-3 wurde zugestanden, daß er innerhalb von vierzig Minuten mit einer Militärmaschine nach Dayton fliegen konnte.

Es handelte sich um eine Transportmaschine.

Die konnte bequem mehrere Armeefahrzeuge in sich aufnehmen. Larry schleppte seinen Lotus Europa mit, einen Wagen mit hervorragenden Fahreigenschaften und außergewöhnlichen Zusatzeinrichtungen, die zum Teil als einmalig bezeichnet werden mußten.

Der Agent von der Psychologischen Spezialabteilung wollte so schnell wie möglich nach Hatonshire weiter und sich darüber hinaus unabhängig bewegen können.

X-RAY-3 war erfüllt von Unruhe. Er mußte so schnell wie möglich wissen, was in und um die kleine Stadt in der Schlucht vorging.

Die unheimlichen Wesen, die John Blamon als Pappmachemonster bezeichnete, konnten mehr sein, als dieser ahnungslose Zeitungsmann in seinem verständlichen Groll auf Joe Octlan wußte.

Er kannte nicht Rha-Ta-N'my, nichts von den grausamen Gesetzen einer Welt, die sich hinter dieser Dämonengöttin versteckte, und nichts von dem Buch der Totenpriester, von dem es nur noch zwei oder drei Exemplare auf der ganzen Welt gab, die aber zum Teil nicht mal vollständig waren und mit dem Blut der Opfer Rha-Ta-N'mys geschrieben sein sollten.

Wenn die Dämonengöttin sich wieder gemeldet hatte, dann standen alle Zeichen auf Sturm. Nirgend sonst als in der PSA, jener

geheimnisvollen Abteilung, die sich der Aufklärung außergewöhnlicher Fälle und Ereignisse verschrieben hatte, wurde der Name Rha-Ta-N'my ernster beachtet. Hier reagierte man mit der Sensibilität eines hyperempfindlichen elektronischen Gerätes.

Larry Brent alias X-RAY-3 wollte wissen, woran er war, und hätte sich am liebsten an Ort und Stelle gewünscht, um die Stunden, die noch vor ihm lagen, zu überbrücken…

*

Das Telefon schlug an.

Der Portier, der seinen Dienst um zwanzig Uhr begonnen hatte, hob ab und meldete sich.

»Jawohl, Sir, wird sofort erledigt. Ich werde Ihnen Mister Talbot hochschicken, wenn Sie das wünschen. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Sir?«

»Nein, danke, das wäre im Moment alles«, sagte die Stimme aus dem Hörer. Sie klang kühl, selbstsicher und fordernd.

Der Portier legte auf und gab dann dem jungen Talbot Bescheid, der seit fünf Jahren hier im Regent-Hotel angestellt war, und als zuverlässig, ehrlich und höflich galt.

Talbot brachte den bestellten Whisky und das Eis in Zimmer Nr. 203, das im zweiten Stock lag. Es war eine Stunde vor Mitternacht.

In den meisten Zimmern war schon Ruhe eingekehrt und das Licht gelöscht.

In Zimmer Nr. 203 wohnte seit drei Tagen ein Gast, der sich Brian Adams nannte und dem Eintrag im Gästebuch nach aus Philadelphia stammte, wo er Geschäftsführer in einem großen Zulieferungsbetrieb war, der elektronische Bauteile für die Flugzeugindustrie produzierte.

Brian Adams war großzügig mit Trinkgeldern, und James Talbot freute sich, daß Mister Adams so zufrieden mit ihm war, daß er ihn immer wieder zu sich rief und sich von ihm bedienen ließ.

Jeder Weg in die zweite Etage in das Zimmer Nr. 203 wurde im Durchschnitt mit einer Zwanzig-Dollar-Note belohnt.

Talbot beeilte sich. Da der Lift in der obersten Etage stand, eilte der Zimmerkellner zu Fuß die Treppe nach oben, kam vor dem Zimmer Nr. 203 an und klopfte.

»Ja, herein.«

Talbot trat ein.

»Der Whisky, Mister Adams.«

Brian Adams trug einen dunkelroten Hausmantel aus weichem Samt, darunter ein weißes, seidenes Tuch. Im Zimmer roch es nach einem sehr kostbaren französischen Eau de Cologne.

Adams hatte die schweren Vorhänge zugezogen, und die Lampe

auf dem Nachttisch brannte. Sie spendete anheimelndes Licht.

»Stellen Sie alles hier auf den Tisch, Talbot…!«

Brian Adams hatte eine strenge, befehlsgewohnte Stimme.

Er wirkte wie ein Manager, der ständig mit etwas beschäftigt schien. Adams' Alter war kaum zu schätzen. Obwohl sein Haar bereits an den Schläfen angegraut war, wirkte er durch seine Bewegungen und seine sportliche Figur sehr jugendlich. Er hatte eine kräftige Nase, schmale, gut durchblutete Lippen und hochstehende Backenknochen.

James Talbot nahm Glas und Eisbehälter von dem silbernen Tablett.

Adams stand nur einen Schritt von ihm entfernt. Der Manager aus Philadelphia nahm einen Geldschein aus der Tasche und schob ihn über den Tisch.

Talbot zuckte zusammen. Eine Hundert-Dollar-Note?!

Er glaubte, sich zu versehen.

»Aber Mister Adams!« entfuhr es ihm, er konnte nicht mehr an sich halten. »Das kann ich nicht annehmen!« Er konnte sich nicht daran erinnern, je ein Trinkgeld zurückgewiesen zu haben. Das wäre in seinem Beruf etwas völlig Unmögliches gewesen. Doch das hier ging einfach zu weit.

»Unsinn! Natürlich können Sie das nehmen. Wenn ich Lust habe, Ihnen das zu geben, dann müssen Sie es einfach nehmen. Sie beleidigen mich sonst! Geld spielt keine Rolle, Mister Talbot. Sie können noch mehr davon haben. Sehen Sie her!«

Mit diesen Worten zog Brian Adams einen flachen Lederkoffer unter dem Tisch hervor, legte ihn auf das Bett und ließ das Schnappschloß aufspringen.

James Talbot fielen fast die Augen aus den Höhlen.

Brian Adams nahm Dollarbündel nach Dollarbündel in die Hand und legte die Päckchen fein säuberlich auf den Tisch neben Whisky und Eisbehälter und begann zu zählen.

»Tausend… zweitausend… dreitausend…«

Der Geldberg wuchs.

Es waren genau hunderttausend Dollar.

»Die gehören Ihnen, Talbot!«

Der Kellner schluckte. Das war ein Traum!

»Aber wieso… ich… ich verstehe nicht, Mister Adams«, stammelte er.

»Hunderttausend Dollar für einen kleinen Gefallen – oder eine Anzeige dafür, daß Sie nicht tun, was ich von Ihnen verlange.«

»Sie drohen mir?« fragte Talbot verwundert.

»Sie werden entweder in den Besitz dieses Geldes kommen«, fuhr Brian Adams kühl und unbeirrt fort, »oder Sie werden hier mit Schimpf und Schande Ihre Stelle verlieren. Ich weiß, Sie brauchen

Geld. Sie spielen gern. Sie setzen gern hoch bei Pferderennen…«

»Aber woher…«

»Ich weiß noch mehr«, ließ Adams ihn erst gar nicht zu Wort kommen. »Sie haben Wünsche. Der Wagen, den Sie fahren, gefällt Ihnen schon lange nicht mehr. Sie hätten gern einen größeren. Etwas ganz Ausgefallenes schwebt Ihnen vor. Aber dazu hat es bisher nie gereicht. Sie haben Freude an schönen Dingen. Maßgeschneiderte Anzüge, Seidenhemden, Seidenkrawatten… teure Autos und kostbarer Schmuck…« Bei dem Wort ›Schmuck‹ fuhr Talbot zusammen wie unter einem Peitschenschlag.

»Es gibt einen wertvollen Diamantring, Mister Talbot. Er wurde vor genau fünf Wochen hier im Hotel gestohlen. Man verdächtigte einen Gast deswegen. Aber nicht ein Gast hat ihn genommen – sondern Sie!«

Wäre jetzt eine Bombe explodiert, sie hätte Talbot nicht mehr erschrecken können.

»Mister Adams! Das ist ungeheuerlich! Bitte, bezähmen Sie sich! Überlegen Sie, was Sie sagen und…«

»Wir brauchen uns gegenseitig nichts vorzumachen, Talbot. Jeder von uns ist ein Verbrecher – auf seine Weise. Sie haben den Ring an einen Hehler weitergegeben und zehntausend Dollar dafür bekommen. Ein verhältnismäßig geringer Preis für ein hohes Risiko. Bei dem Geschäft, das ich Ihnen vorzuschlagen habe, gehen Sie kein Risiko ein, erhalten aber dafür eine ungleich höhere Summe. Hunderttausend Dollar! Sie liegen vor Ihrer Nase, greifen Sie die Scheinchen, sie gehören Ihnen. Ich schenke sie Ihnen nicht, Sie müssen natürlich schon etwas tun – aber dafür ist Ihnen auch mein Schutz sicher.«

»Was erwarten Sie von mir?« fragte Talbot heiser.

Er schwitzte und fuhr sich über die Stirn. Nie hätte er geglaubt, daß das Gespräch hier in diesem Zimmer eine solche Wende nahm.

»Gehen Sie in Zimmer Nr. 126! Dort befindet sich seit heute abend ein Mann namens Björn Hellmark. Er hat zwei Dinge mitgebracht, die mich ein wenig hindern, selbst zu ihm zu gehen. Es handelt sich um einen geigenkastenähnlichen Behälter und um ein braungraues Tuch, das er bei sich trägt. Lassen Sie beides verschwinden! Werfen Sie es meinetwegen in den Hudson oder noch besser: Verbrennen Sie diese Dinge!«

»Aber…«

»Moment, Mister Talbot, ich bin noch nicht fertig. Bevor Sie darankommen, muß etwas erledigt werden, das ist ganz klar, ohne das geht es einfach nicht. Hier…« Wie durch Zauberei hielt er den dunklen, matt schimmernden Gegenstand in der Hand und legte ihn auf den Geldberg. Es war eine Luger, auf deren Lauf ein Schalldämpfer aufgeschraubt war. »Die Waffe gibt kein Geräusch von sich, das versichere ich Ihnen. Gehen Sie unter irgendeinem Vorwand in

Zimmer Nr. 126 und töten Sie den Mann, der dort einquartiert ist!«

*

»Was für ein Mensch sind Sie nur?« fragte Talbot rauh. Er sah aus, als wäre er in einen Mehlsack gefallen, so weiß war sein Gesicht. »Wie können Sie nur so etwas von mir verlangen?«

»Vielleicht bin ich überhaupt kein Mensch, Talbot, aber das tut auch nichts zur Sache. Ich verlange zudem nichts von jemand, von dem ich nicht genau weiß, daß er ansprechbar für den betreffenden Punkt ist.«

»Sie sind überzeugt davon…«

Talbot sprach nicht zu Ende. Der angebliche Mister Adams nickte nur. »Und deswegen möchte ich auch keine Zeit mehr verlieren. Ich denke, wir sind uns einig. Sie tragen kein Risiko, Talbot. Es ist für Sie eine Kleinigkeit, in das Zimmer dieses Hotelgastes einzudringen. Sie haben die passenden Schlüssel.«

»Wenn es nur darum geht: Die könnte ich Ihnen geben.« Talbot war selbst verwundert, wie schnell er mit diesem Vorschlag bei der Hand war. Hunderttausend Dollar. Was für eine Summe Geld! Außerdem wurde er erpreßt. Was sollte er anderes machen? Es war ihm ein Rätsel, woher dieser Fremde wußte, was da vor kurzem hier im Hotel passiert war und daß ausgerechnet er, Talbot, tatsächlich sich in dem Besitz des fraglichen Ringes befand.

Dieser Mann war entweder ein Hellseher, oder er stand mit dem Teufel im Bund.

»Nein, darum allein geht es nicht, Talbot. Töten könnte ich ihn allein! Aber da sind die beiden Gegenstände, die Sie entfernen und vernichten müssen. Das ist alles. Und es ist Ihr Problem. Hintergehen Sie mich nicht! Die Polizei wird nie erfahren, was sich hier abgespielt hat, wenn Sie die Gegenstände, die Sie aus dem Zimmer entfernen sollen, tatsächlich nicht behalten. Würden Sie das tun, gehen Sie das Risiko ein, daß Sie in Verdacht geraten. Im anderen Fall jedoch werde ich dafür sorgen, daß in dem Zimmer unten alles so aussieht, als wäre jemand über den Balkon eingedrungen und hätte den Hotelgast ermordet. Selbstverständlich wird man nie ein Motiv und erst recht keinen Mörder finden. Der Mord an Björn Hellmark wird einer jener ungeklärten Fälle bleiben, über die man sich vergeblich den Kopf zerbricht…«

Der Mann, der sich Brian Adams nannte, blickte Talbot scharf an. In dessen Gesicht rührte sich nichts, es war versteinert wie eine in Marmor gemeißelte Maske.

Da griff James Talbot langsam nach der Luger, nickte bedächtig und meinte: »Okay! Ich tu's! Wenn ich zurückkomme, gehören diese

Lappen da alle mir, und Sie haben keine weiteren Forderungen mehr an mich?«

»Wie käme ich dazu. Ich werde noch in dieser Nacht das Hotel verlassen. Sie sehen mich nie wieder.«

*

Im Hotel herrschte Totenstille.

James Talbot ging durch den eine Etage tiefer liegenden, teppichbelegten Korridor.

Es war 22.55 Uhr.

James Talbot beeilte sich.

Er trug das Tablett in der Hand, hatte das weiße Tuch fein säuberlich gefaltet über seinen Unterarm gelegt und verbarg damit vortrefflich die entsicherte, fest in seiner Hand liegende Waffe.

Auf dem Weg zum Zimmer Nr. 126 begegnete ihm niemand.

Talbots Gesicht zeigte keine Regung. Er benahm sich wie ein Roboter und führte lediglich einen Befehl aus.

Er dachte nicht nach über das, was er sich da vorgenommen hatte. Es erstaunte ihn nicht mal, wie schnell seine Zusage gekommen war.

Eine halbe Minute lang stand er vor der Tür des fraglichen Zimmers, blickte sich in der Runde um und legte dann lauschend sein Ohr an die Tür.

Er hörte leise, tiefe und gleichmäßige Atemzüge.

Der Ahnungslose schlief.

Talbot steckte vorsichtig den Universalschlüssel in das Schloß, und drehte ihn einmal kurz nach rechts. Die Tür war nicht abgeschlossen!

Spaltbreit drückte er sie auf, verharrte einige Sekunden in der Bewegung, huschte dann ins Zimmer des Schlafenden und drückte die Tür wieder zu.

Mit dem Rücken gegen die Tür gepreßt, stand er abwartend, lauschte und starrte.

Der Mann im Bett schlief und atmete ruhig weiter hatte nichts von dem Eindringling bemerkt.

Abgeschwächter Lichtschein sickerte durch die Vorhänge.

Talbot löste sich von der Wand, als seine Augen sich genügend an das Zwielicht gewöhnt hatten.

Er näherte sich mit drei raschen Schritten auf Zehenspitzen dem Bett, sah das ruhige, gut geschnittene Gesicht des Schlafenden und zögerte keine Sekunde.

Er drückte ab.

Blopp, – machte es… und noch mal: blopp.

Fast lautlos Verließen die beiden Projektile hintereinander den Lauf der Waffe. Die Bleikugeln durchschlugen die dünne Decke und

bohrten sich in den Körper.

Der Schläfer zuckte nur einmal kurz zusammen, dann hörte sein Atem auf.

*

James Talbot verharrte drei Sekunden in der Bewegung, drückte ein drittes Mal ab, um ganz sicher zu sein, den Auftrag auch bis zur letzten Konsequenz ausgeführt zu haben.

Er jagte dem Schläfer noch eine Kugel in den Kopf.

Es kam kein einziger Blutstropfen aus der Wunde.

James Talbots Blick fiel auf den geigenkastenähnlichen Behälter, der unter der Kofferablage stand.

Talbot legte die in das Tuch eingewickelte Waffe auf die Ablage und zog den Kasten nach vorn. Er ließ ihn aufschnappen.

Darin lag – ein Schwert.

Eine gerade, funkelnde Schneide, ein kostbar geschliffener Griff aus wertvollen Steinen, die selbst hier in dem Zwielicht ihr funkelndes Feuer versprühten.

Was für ein Mann war dieser Hellmark, daß er einen solchen Gegenstand mit sich herumschleppte? Der Zimmerkellner konnte sich keinen Reim darauf machen.

Sein Herz schlug bis zum Hals und seine Handinnenflächen waren feucht. Er war verwirrt und aufgeregt und klappte den Kasten wieder zu.

Da war noch etwas anderes.

Ein grau-braunes Tuch, das Ähnlichkeit mit einer Strumpfmaske hatte. Der Tote sollte es ebenfalls dabei haben.

Er durchsuchte die Taschen des Jacketts, das am Bügel hing. Nichts!

Dann die Taschen der Hose, die am Schrank hing.

Dann hielt er das Tuch in der Hand.

Es war ein knisternder, etwas spröder Stoff.

Warum war dieser Adams so wild darauf, diese Dinge zum Verschwinden bringen? Warum kümmerte er sich nicht selbst darum?

Er hatte ganz klar zu erkennen gegeben, daß er dieses Zimmer erst dann betreten wollte, wenn diese beiden Gegenstände entfernt wären. Und nichts sonst sollte Talbot anrühren. Auch darauf hatte er allergrößten Wert gelegt und es ausdrücklich betont.

James Talbot hielt sich an diese Abmachungen.

Er nahm alles an sich, verließ das Todeszimmer und lief zum Ende des Ganges, von wo aus Treppen in die nächsten Etagen führten. Im achten und neunten Stock war eine große Anzahl von Zimmer nicht belegt.

In einem Seitengang war es dunkel. Hier mündeten die Türen von vier Zimmern.

Keines von ihnen war besetzt.

In das hinterste verschaffte sich Talbot mit seinem Schlüssel Zugang.

In der Dunkelheit verstaute er den Geigenkasten, in den er auch das unansehnliche Tuch gelegt hatte. Er brauchte nicht zu befürchten, daß innerhalb der nächsten zwölf Stunden jemand ins Zimmer kam und sich hier einquartierte.

Solange aber brauchte er dieses Versteck nicht mal zu benutzen. Gegen halb ein Uhr heute nacht lief seine Dienstzeit ab. Durch einen Hinterausgang konnte er die verräterischen Gegenstände verschwinden lassen.

Obwohl es ihm leid tat, dieses herrlich anzusehende Schwert, das sicher sehr kostbar war, in die Fluten des Hudson zu versenken, wollte er es tun, um keine risikoreiche Situation zu schaffen. Und der unansehnliche Lappen, den man sich wie eine Strumpfmaske über den Kopf ziehen konnte, sollte verbrannt werden. Auch daran wollte er sich halten.

Er verschloß die Tür und lief den Weg zurück, den er gekommen war.

Sein Ziel war die zweite Etage und Zimmer Nr. 203.

Er klopfte zaghaft an die Tür.

»Ja, bitte.«

Brian Adams ließ ihn ein und blickte ihm erwartungsvoll entgegen.

Mit einem einzigen Blick erkannte James Talbot, daß der Gast sich in der Zwischenzeit umgezogen und den kleinen Lederkoffer gepackt hatte. Adams war reisefertig. Das Geld lag noch genauso gebündelt auf dem Tisch wie vorhin.

James Talbot reichte seinem Auftraggeber die Waffe. Der nahm sie entgegen.

»Es hat alles geklappt«, sagte der Zimmerkellner leise. »Die Sachen sind entfernt.«

»Dann darf ich mich verabschieden und mich für Ihre Hilfe bedanken, Talbot. Hier, das Geld, es gehört Ihnen. Hunderttausend Dollar! – Schnellverdientes Geld, nicht wahr?«

Brian Adams grinste kalt.

Er schraubte beiläufig den Schalldämpfer von der Mordwaffe ab und verstaute die Teile der zerlegten Waffe einfach in seinen Koffer.

»Wir werden uns wohl nie wiedersehen, Talbot. Ich wünsche Ihnen viel Freude mit dem Geld. Leben Sie wohl! Noch eines: Bringen Sie mir den Koffer noch nach unten! Lassen Sie die Rechnung für mich vorbereiten! Sagen Sie, daß ich mich plötzlich entschlossen hätte, abzureisen. Mitten in der Nacht ist das etwas ungewöhnlich, aber es

gibt manchmal Situationen, die schnelle Entscheidungen erfordern. Die Tasche da, in der ich das Geld mitgebracht habe, gehört selbstverständlich Ihnen. Ich mute Ihnen nicht zu, mit einem Arm voller Banknoten durch das Hotel zu spazieren.« Er lachte rauh. »Das Ganze muß schon im Rahmen bleiben, nicht wahr? Und jetzt vergewissere ich mich natürlich, ob alles seine Richtigkeit hat. Als Sie das Tuch aus der Hosentasche des Toten nahmen, haben Sie dabei noch mehr in den anderen Taschen gefunden?«

»Papiere, eine Brieftasche mit Geldscheinen und Fotografien. Im Jackett steckte ein flacher Stein, der eigenartig geformt war. Er wies fünf gezackte, stumpfe Spitzen oben auf, drei unten.«

»Das Bild des ›Verlorenen Herrschers‹«, murmelte Brian Adams, und seine Augen leuchteten. »Er hat es mitgebracht. Die Entscheidung ist gefallen.«

Talbot verstand nicht, was der andere damit sagen wollte.

Adams verließ das Zimmer, ging über die Treppe nach unten, während im Zimmer James Talbot fahrig und schnell das Geld in der Tasche verstaute, und wenige Augenblicke später noch mal den Weg in die achte Etage ging, um dort in dem dunklen und leeren Zimmer auch die Tasche mit dem Mordlohn unterzubringen.

In der Zwischenzeit war der merkwürdige Mister Adams vor dem Zimmer des toten Hellmark angekommen.

Wie verabredet war die Zimmertür nur angelehnt, so daß der Auftraggeber des Mordes sofort in den Raum huschen konnte.

Brian Adams fühlte sich erleichtert. Er spürte, daß alles geklappt hatte. Die Ausstrahlungen, welche die Dämonenmaske Hellmarks auch dann hatte, wenn er sie nur bei sich trug, fehlten. Es trat kein Unwohlsein auf.

Der Eintretende drückte die Tür ins Schloß und ging sofort auf das Bett zu.

Der Mann darin lag ein wenig verkrümmt und rührte sich nicht mehr.

Im Licht, das durch die Vorhänge sickerte, sah Brian Adams das totenbleiche Antlitz, die aufgerissenen, starren Augen. In dem Moment, als der erste tödliche Schuß fiel, mußte Hellmark aufgewacht sein.

Adams grinste. »Aber zu spät. Diesmal war's eben zu spät.«

Er näherte sich den Kleidungsstücken, die am Schrank aufgehängt waren. Er fand das Amulett auf Anhieb.

Er schloß die Augen, und sein Gesicht verzerrte sich vor Triumph, den er nicht verbergen konnte.

Er umschloß den flachen Stein mit den sonderbaren Symbolen und dem Porträt des Fischgesichtigen. »Die Ursen«, murmelte er, und kaum bewegten sich seine schmalen Lippen, »waren einst mächtig. Aus dem

Reich der Wasser kamen sie, um Rha-Ta-N'my zu verehren, um Molochos anzuerkennen, der zu einem ihrer Lieblingsfürsten aufgestiegen war. Die Ursen gehören noch heute zu den treuen Dienern und Helfern – aber der Block ist nicht mehr geschlossen. Einer ist gekommen, der sein Abbild einem heiligen Mann gab, damit dieser einen Dämonenspruch Molochos, der sonst ewig Gültigkeit gehabt hätte, auflösen konnte. Die Herrscher der Ursen waren eingeweiht in die großen Geheimnisse, die uns kleinen Dienern nicht mal vertraut sind. Wer Gebrauch davon machte, der konnte den Bannfluch nur auflösen, wenn er sein Antlitz in den heiligen Stein preßte und dadurch zu erkennen gab, daß er den anderen Weg zu gehen bereit war.« Während Brian Adams diese Worte leise sprach, drehte er sich ganz langsam dem Bett zu, in dem der Tote lag. Ein Zucken spielte um seine Lippen. »Das alles hast du nicht gewußt – und jetzt interessiert es dich nicht mehr, weil du doch nichts damit anfangen kannst. Es gibt bei den Ursen einen Abtrünnigen, der bereit ist, die Mauern der alten Magie und Dämonie, aus denen das ganze Reich aufgebaut ist, niederzureißen, ohne daß die anderen dies erkennen sollen, öffentlich kann er die Veränderung nicht herbeiführen. Er muß Gleichgesinnte finden – überall. Aber nun ist sein Antlitz bekannt. Es war gut, daß du es mitgebracht hast von einem Ort, wo niemals einer der unsrigen hätte hingelangen können, weil er tabu war… tabu, wie die Welt, auf der du dich verborgen gehalten und deine Schlachtpläne entwickelt hast. Ein Zufall brachte mich auf deine Spur… und ich habe gehandelt… mein Bericht wird mich zu einem der großen Streiter an Rha-Ta-N'mys Seite machen, und ich werde würdig sein, in die letzten Geheimnisse eingeweiht zu werden. Mit dem ›Bild des Verlorenen Herrschers‹ wird eine Welt verlorengehen, eine Hoffnung begraben werden. Die Zeichen stehen auf Sturm… Das alles hätte ich dir gern gesagt. Und noch mehr. Das ›Bild des Verlorenen‹ ist ein Schlüssel – nicht nur zu einem Schloß. In der Hand des Gerechten öffnet er deren viele. Auch die Frau an deiner Seite hätte eine Erfahrung gemacht… sie wird sie noch machen, anders als ihr lieb ist. Marlos war bisher uneinnehmbar. Mit dem ›Bild des Verlorenen‹ aber wird die Waffe geschmiedet werden können, die den Schutzwall niederreißt und das einzige und letzte El Dorado, den Kern des Widerstandes, zunichte macht.

Das alles aber kannst du nun nicht mehr erleben, es interessiert dich nicht mehr, aber mir ist es eine Genugtuung, dir das alles ins Gesicht zu schleudern. Das ›Bild‹ hätte dir viele Tore geöffnet – nun werden sie stärker verschlossen sein, als je zuvor. Molochos und damit Rha-Ta-N'my werden von meinem Alleingang erfahren…«

»Oder auch nicht!« sagte die Stimme schräg hinter ihm.

Der angebliche Brian Adams wirbelte mit einem zischenden Laut,

wie ihn eine erschreckte, angriffslustige Schlange von sich gab, herum. Die Augen fielen ihm beinahe aus dem Kopf.

»Hellmark!« schrie er schrill.

Die Blicke des Eindringlings irrten von dem reglosen Körper im Bett – zu dem lebendig und munter aussehenden Mann hin und her, der da vor ihm stand und sich in nichts von dem Toten auf der Matratze unterschied!

Toter?

In dem Moment bewegte sich auch der Erschossene, und Brian Adams, der Dämon, der Menschengestalt angenommen hatte, begriff, was sich hier ereignet hatte, welchen Fehler er nicht einkalkulierte.

»Hellmark – Macabros!« entfuhr es ihm.

James Talbot hatte mit der Luger auf den Doppelkörper des Dämonenfeindes gefeuert – und dieser feinstoffliche Leib war nicht verletzbar!

*

Adams wich zurück. Sein Adamsapfel hüpfte auf und nieder.

Macabros erhob sich aus dem Bett und schnitt dem Eindringling den Weg zur Balkontür ab, wohin Adams offensichtlich zu fliehen gedachte.

Der Dämon in Menschengestalt hielt das Amulett des »Verlorenen Herrschers« fest umklammert, so daß seine Knöchel weiß hervortraten.

Björn Hellmark aber verfügte nicht über das dämonenzerfetzende Schwert des Toten Gottes und nicht über die Dämonenmaske! Die hatte Talbot weggeholt – und Adams sah seine einzige Chance in der Tatsache eines raschen Angriffs.

Aber so rasch, daß Hellmark nicht reagierte, konnte er gar nicht handeln.

Björn war erfahren im Umgang und in der Begegnung mit den Mächten der Finsternis. Er wußte, daß er seinem Gegner keine Chance lassen durfte.

Adams flog förmlich auf ihn zu. Der Angreifer hielt das fünf zackige Ende des steinernen Amulettes wie einen Dolch in der Hand und wollte die scharfen Enden Hellmark ins Gesicht stoßen.

Björns Rechte kam in die Höhe. Er riß den Arm des Angreifers förmlich zurück und ließ sofort seine Linke folgen.

Adams wurde voll getroffen. Er taumelte und flog zurück, fiel aber nicht, weil da Macabros stand, der ihn in Empfang nahm.

Macabros entwand ihm das »Bild des Verlorenen Herrschers«.

»Wir werden das Gespräch, das du begonnen hast, gleich fortsetzen«, sagte Björn und sah, wie der Mann auf dem Bett sich

verfärbte.

Adams wollte sich offenbar verwandeln oder einen magischen Zauber anwenden, zu dem er offensichtlich in der Lage war.

Der triumphierende Monolog, den Adams vor dem vermeintlichen Toten gehalten hatte, war inhaltsreich genug gewesen. Björn wußte, daß er auf andere Weise nie soviel in Erfahrung gebracht hätte.

Eine Frage beschäftigte ihn ständig: Woher hatte dieser Dämon das Wissen um das »Bild des Verlorenen Herrschers« geholt und auf welche Weise war ihm bekannt geworden, daß Hellmark sich in New York mit seinen beiden Freunden und Vertrauten treffen wollte?

Bisher war es ihm nie möglich gewesen, Näheres über die Art der Kommunikation innerhalb des Dämonenreiches und erst recht nicht zwischen dieser und der anderen Welt zu erfahren.

Erkannt hatte er, daß manche Befehle direkt von Molochos kamen, andere Aktionen wiederum löste Rha-Ta-N'my selbst aus. Björn hatte den Eindruck gewonnen, als ob es mit der Kommunikation innerhalb seiner Feinde nicht immer so recht klappte, daß es Einzelgänger gab, die sowohl von Molochos als auch von Rha-Ta-N'my einen gewissen Abstand hielten, daß sie offenbar die Generallinie nicht kannten.

Ihre Aktionen wirkten sich jedoch immer wieder menschenfeindlich aus, wie dieser letzte Vorgang hier im Hotel eindeutig unter Beweis stellte.

»Nichts wirst du erfahren! Gar nichts!« preßte der sich grün verfärbende Mann wütend und zornentbrannt hervor. Seine Fingernägel wuchsen, seine Haare wurden grün wie sein Gesicht, das sich werwolfsartig veränderte.

Macabros ließ los, als er erkannte, daß dem Unheimlichen Flügel wuchsen.

Der Mann, der eben noch Adams gewesen war, setzte alles auf eine Karte, um das schon erobert geglaubte Amulett zurückzugewinnen.

Hellmark sprang zurück. Die Adams-Bestie, ein Mittelding zwischen Werwolf und überdimensionalem Geier, dessen Flügelspannweite mehr und mehr wuchs, so daß sie schon jetzt die Gesamtbreite des Hotelzimmers fast ausfüllte, fiel über ihn her. Die Flügel ratschten Björn über den Schädel und trafen ihn im Gesicht.

Das Ungetüm schien plötzlich überall zu sein.

Björn stürzte und fand keine Möglichkeit, den Gegner richtig anzufassen. Der war unhandlich, schnell und rochierte ständig.

Er schlug um sich und trat.

Macabros mußte eingreifen und riß das Ungetüm von hinten zurück.

Zwei Sekunden lang Luft! Zeit genug zu tun, was getan werden mußte.

Björn versetzte seinen Doppelkörper in die achte Etage des Hotels,

hinten in jenes Zimmer, in das James Talbot den Behälter mit dem Schwert des Toten Gottes und die Dämonenmaske versteckt hatte.

Macabros zog den Geigenkasten unter dem Bett hervor.

Da ging die Tür auf.

Macabros stand in voller Größe vor – James Talbot, der einen dumpfen, gurgelnden Aufschrei von sich gab, als er den Mann sah, dem er vorhin drei Kugeln in den Körper gejagt hatte!

*

Alles in ihm verkrampfte sich. Er spürte förmlich, wie sich die Nackenhaare sträubten.

Er ließ den Koffer los, in dem er das Geld verstaut hatte, und stand da, als hätte er Wurzeln geschlagen.

Er wollte sich herumwerfen und fliehen – und erlebte einen weiteren Schock.

Der Mann mit dem Schwertbehälter löste sich vor seinen Augen auf wie ein Geist…

… und erschien am Ort des Geschehens, wo Hellmark einen schweren und von vornherein verlorenen Kampf austrug.

Der Dämon, der wütete, um in den Besitz des Amulettes zu kommen, war infolge seiner Größe, seiner Schnelligkeit und seiner Ausstattung gegen Hellmark ein reißender Tiger.

Hier konnte man mit bloßen Händen nichts mehr tun.

Dieser Feind, wie er sich einem anderen Menschen wahrscheinlich nie in dieser Gestalt gezeigt hätte, war mit bloßen Händen nicht zu besiegen, diesen Feind konnte er sich nicht vom Leib halten. Bis vor wenigen Minuten war noch alles nach Plan gelaufen, und Björn war im großen und ganzen zufrieden mit der Entwicklung. Doch nun schwammen ihm die Felle davon, und die Dinge entwickelten sich in eine Richtung, die ihm nicht gefiel.

Er hatte gehofft, es mit einem Verirrten zu tun zu haben, einem, der die Dämonen absichtlich angerufen hatte und mit Molochos oder Rha-Ta-N'my in Verbindung zu stehen glaubte. Aber es war ein Wesen der Finsternis, das sich hier in Menschengestalt tummelte – und das er nun nicht mehr nach dem fragen konnte, was ihm am Herzen lag.

Die Bestie drehte sich um ihre eigene Achse, sie schien plötzlich unter Gleichgewichtsstörungen zu leiden.

Sie stöhnte, und Schaum flockte um die hornartigen Lefzen.

Macabros war zurück, und sie spürte die Nähe der Dämonenmaske, die sie irritierte und verwirrte, die ihr Schmerzen zufügte.

Macabros riß den Behälter auf, in dem das im magischen Feuer einer Xantilon-Esse geschmiedete Schwert des Toten Gottes lag. Aber danach griff er nicht. Er holte die Dämonenmaske und Björn griff

danach, im gleichen Augenblick seinen Doppelkörper auflösend, um seine ganze Kraft in seinem Originalkörper zur Verfügung zu haben.

Er sprang seitlich an dem Dämon vorüber, dessen Flügel schrumpften, und der sein Heil in der Flucht versuchte. Sein Ziel war die Balkontür, die er weit aufriß.

Aber so weit kam er gar nicht mehr.

Hellmark zog die Maske über, und sein Spiegelbild zeigte sich im nämlichen Moment in der Scheibe der Balkontür.

Die Bestie gab ein tiefes, brummendes, entsetzt klingendes Geräusch von sich.

Sie riß die Flügel vor das Gesicht und warf sich herum.

»Ich hatte es anders gewollt«, sagte Hellmark mit ruhiger Stimme. Hätte ein menschlicher Zeuge ihn jetzt gesehen, er wäre aufs äußerste erschrocken. Die Dämonenmaske bildete den lebendigen Totenschädel auf seinem Kopf, dessen Augen glühten und dessen Lippen sich bewegten. So sah ein Mensch die Auswirkungen der Dämonenmaske – bis zur Stunde war es ein Geheimnis, was ein leibhaftiger Dämon darin sah.

Der Anblick mußte schrecklich sein, denn der Körper des Betrachters löste sich quallig in Flocken und großen grünen Nebelfetzen auf.

»Wir haben beide… unser Ziel nicht erreicht…«, sagte der Vergehende mit schauerlich klingender Stimme. »Ich habe mich in dir getäuscht… aber dein Vorgehen… sollst du büßen.«

*

Er hätte die Maske vom Gesicht nehmen und die Auflösung des Dämons damit verhindern können.

Aber das durfte er nicht tun! Zuviel stand auf dem Spiel. Mit dem Wissen, das der Dämon gesammelt hatte, mit dem Wissen um das »Bild des Verlorenen Herrschers« durfte er nicht mehr existieren, durfte ihm nicht mehr die Gelegenheit zur Flucht geboten werden.

Das unheimliche Gesicht verzerrte sich und lockerte sich auf. Es sah aus, als ob der Dämon unmittelbar vor seinem Ende noch mal einen großen Gedanken fasse, als ob er sich intensiv auf etwas konzentriere.

Und genauso war es.

Die ersterbenden Gedanken ballten sich zusammen zu einer Konzentration, die dem Koffer im Zimmer Nr. 203 galt.

Der Lederkoffer, den James Talbot nach unten bringen sollte, stand noch dort.

Der Deckel flog auf, und der Inhalt platzte heraus, als ob eine Bombe explodiert wäre.

Kleidungsstücke und eine Zeitung segelten durch die Luft. Die Luger knallte gegen die Decke.

In einem Seitenfach steckten ein Notizbuch und ein Füllfederhalter.

Wie durch Geisterhand bewegt öffnete sich der Buchdeckel, und die Kappe des Füllfederhalters drehte sich ab.

Der Halter wurde von unsichtbarer Hand über die Buchseite geführt.

Blitzschnell wurden in einer etwas verzerrten Schrift Notizen geschrieben.

Auf dem hintersten Blatt sogar eine zweifach unterstrichene Notiz.

Zwei Namen.

Björn Hellmark – muß sterben!

Richard Patrick – muß sterben.

*

Die Nebelfetzen verflogen. Grüner, scharf riechender Rauch zog zu den Fensterritzen hin.

Beim Anblick der Dämonenmaske war der Feind aus der Welt der Finsternis dahingeschmolzen wie der letzte Märzschnee unter den wärmenden Strahlen der Sonne.

Hellmark öffnete das Balkonfenster, der Nebel zog ab und verflüchtigte sich in der Nachtluft.

Dann eilte er aus dem Zimmer.

Er jagte über die Treppe nach oben – und lief dem bleichen Zimmerkellner in die Arme.

James Talbot verstand die Welt nicht mehr. Er begann an seinem Verstand zu zweifeln. Hellmark sprach den Kellner an und erbot sich, über das Ereignis Stillschweigen zu bewahren, wenn er ihm das Zimmer des Mannes zeigte, der hier logiert hatte und in dessen Auftrag Talbot handelte. Der Zimmerkellner stellte sich sofort auf die neue Situation ein.

Sie gingen in Zimmer Nr. 203.

»Er nannte sich Brian Adams und wohnte seit zwei Tagen hier«, erklärte Talbot mit heiserer Stimme auf die diesbezüglichen Fragen des Deutschen.

Im Zimmer sah es aus, als hätten Unholde gewütet.

Talbot versuchte sich zu rechtfertigen, als er die Waffe auf dem Boden liegen sah, mit dem er Hellmark niedergeschossen zu haben glaubte.

»Er hat mich gezwungen…«

»Und gut dafür bezahlt«, fügte Björn ernst den Worten Talbots hinzu. »Ich hätte allen Grund, den Vorgang der Polizei zu melden. Daß ich es nicht tue, hängt mit gewissen Umständen zusammen, die uns

beide in eine mißliche Lage bringen könnten. Der Hauptgrund ist wohl der, daß ich erklären müßte, wieso ich noch am Leben bin, obwohl Sie mich doch mit Blei vollgepumpt haben, nicht wahr?«

Talbot lief es eiskalt über den Rücken, er war mehr denn je davon überzeugt, daß er träume und über kurz oder lang aufwachen müsse.

Aber das geschah nicht.

Auch das zerwühlte Zimmer und die herumliegenden Utensilien aus dem aufgerissenen Koffer waren so realistisch wie alles andere, das er hier erlebt hatte.

Björn Hellmark stellte ständig neue Fragen und wollte alles wissen, um sich einen Eindruck zu verschaffen, wie alles hier gelaufen war.

Dabei untersuchte er die Dinge, die der angebliche Brian Adams hier zurückgelassen hatte und die im Augenblick seines Todes ein selbständiges Leben zu führen begonnen hatten.

Björn entdeckte das Notizbuch. Darin standen einige recht interessante Bemerkungen über Camilla Davies und Alan Kennan, die hier im Hotel von Brian Adams beobachtet worden waren. Aber Adams verhielt sich still. Ihm kam es darauf an, Hellmark in eine Falle zu locken, um ihm das »Bild des Verlorenen Herrschers« zu entreißen. Er hatte trotz raffiniert ausgeklügelten Planes dieses Ziel nicht erreicht.

Björn Hellmark entdeckte noch mehr.

Er fand den Namen seines Freundes Richard Patrick im Buch des Dämons. Aus stichwortartigen Notizen ging hervor, daß Patrick auf der »Abschußliste« stand. Durch die Aufzeichnungen erfuhr Björn auch zum ersten Mal von der Neugründung des Instituts, das in einem palaisartigen Gebäude untergebracht war. Der Verleger, sein Freund, hatte vor geraumer Zeit schon mit dem Gedanken gespielt, eine private Forschungsgruppe ins Leben zu rufen. Während Hellmarks Abwesenheit und abenteuerlichen Erlebnissen in einer anders dimensionierten Welt, auf deren Sternen und in anderen Zeiten, war diese Einrichtung aktuell geworden.

Und schon begannen die Kräfte des Unheils, sich intensiver auch mit Patrick zu befassen…

Ahnte der Verleger die Gefahr, die ihm drohte – oder war ganz und gar schon etwas zum Abschluß gebracht, was hier in dem merkwürdigen Notizbuch nicht vermerkt stand?

Laura Georgson, Richards Sekretärin, hatte zum Beispiel nicht zu sagen vermocht, wo genau der Verleger sich aufhielt.

Das stimmte. Hellmark nachdenklich. Er faßte sofort den Plan, Richard Patrick zu suchen und mit dieser Suche in dem Palais in der Nähe von Dayton zu beginnen…

Damit ahnte er nicht, daß er genau das tat, was der vergehende Dämon aus Rha-Ta-N'mys Geisterwelt bezwecken wollte.

In Hellmarks Abwesenheit hatte sich viel ereignet, was er nicht wissen konnte.

Das Palais, unweit Daytons in einem alten, verschwiegenen Park gelegen, war ein privates Forschungszentrum, in dem Richard Patrick Mitarbeiter beschäftigte, die gleich ihm durch den Verrat des Mitarbeiters Frank Holesh in den Einfluß Molochos' geraten waren.

Patrick und seine Freunde waren Menschen geblieben, aber sie verfügten nicht mehr ganz über ihre eigene Gedankenfreiheit. In dem Augenblick, da ein Medium oder ein von Dämonen Verfolgter mit ihnen in Kontakt trat, spürten sie das, und dann kam ein Mechanismus in Gang, der keinem von ihnen bewußt war: Sie hielten den Betreffenden fest oder lieferten ihn an die Mächte der Finsternis aus.

*

Nach der Landung der Sondermaschine hielt Larry Brent sich keine Sekunde länger als nötig auf und fuhr mit seinem Lotus Europa sofort Richtung Hatonshire.

Der rote Wagen jagte mit hoher Geschwindigkeit auf der leeren Straße dahin.

Die Alleebäume zu beiden Seiten der Fahrbahn wurden bald seltener. Felsige Äcker dehnten sich zu beiden Seiten aus, die ebenfalls wieder verschwanden, und statt dessen rückten die Ausläufer der Berge näher.

Noch fünf Meilen bis Hatonshire…

Als er noch drei Meilen von der abseits gelegenen Ortschaft entfernt war, hatte er ein erstes Erlebnis, das ihn erbleichen ließ.

Der Wagen gehorchte ihm plötzlich nicht mehr.

Larry Brent alias X-RAY-1 und X-RAY-3 glaubte ins Schwimmen zu geraten.

Aber das war kein Aquaplaning! Die Straße war trocken.

Der Boden schwankte, der Lotus rutschte auf die andere Seite und konnte nur durch die Geistesgegenwart des PSA-Agenten wieder abgefangen werden.

Larry bremste und verringerte die Geschwindigkeit beachtlich.

Dumpfes Grollen lief durch die Straße.

Die Erde bebte.

Larry Brent hielt an, sein Herzschlag stockte. Der Lotus schwankte ständig hin und her, schaukelte förmlich, ein unheilvolles Vibrieren pflanzte sich über den Wagen fort und ergriff von seinem Körper Besitz.

Das Ganze dauerte nur drei Sekunden. Aber Larry schien es, als hätte der Erdstoß viele Minuten gedauert.

Die Stille danach wirkte um so unheimlicher.

Larry, der den Wagen verlassen hatte und in die Luft lauschte, kam es so vor, als ob die Welt den Atem angehalten habe.

Er wartete förmlich darauf, daß sich der Erdstoß wiederhole. Zum Glück passierte das nicht.

Er fuhr weiter.

Noch zwei Meilen bis Hatonshire.

Dann kam das Ortsschild.

Es war nach vorn abgeknickt, und die Straße, die direkt in die Schlucht führte, war rissig und holprig, als bestünde sie aus einer Lehmschicht, die unter enormer Sonnenhitze gebraten und schließlich nach allen Seiten aufgerissen war.

Die Scheinwerfer spalteten die Dunkelheit hinter dem Ortsschild. Dahinter wurde ein erstes, vom Straßenrand zurückgebautes Haus sichtbar, das sehr alt zu sein schien.

Es war eine Ruine, in sich zusammengefallen, nur noch Schutt und Asche.

Ein seltsamer Gedanke stieg in dem Agenten auf. Doch er verwarf ihn ebenso schnell wieder, wie er gekommen war.

Er hatte eine Sekunde an den Erdstoß gedacht und brachte dieses in Schutt und Asche liegende Haus damit in Verbindung. Aber das war sicher unsinnig.

Nur wenige Meter tiefer in der Schlucht erkannte er, daß die Assoziationen doch stimmten. Häuser lagen in Schutt!

Die Bürgersteige waren aufgerissen, Wände waren nach vorn gekippt, die Dachstühle eingerissen.

Die Straße war so holprig und uneben, daß es unmöglich war, den Wagen konsequent zu steuern. Larry ließ ihn kurzerhand stehen und ging zu Fuß weiter.

Draußen empfing ihn eine kühle, beklemmende Atmosphäre.

Hatonshire – war ein Ort der Trümmer!

So weit sein Auge reichte, lagen die Häuser in Schutt und waren unbrauchbare, unbewohnbare Ruinen geworden.

Hatonshire – existierte praktisch nicht mehr.

»Rha-Ta-N’mys – Leichenschlucht«, entfuhr es Larry Brent, und eine eisige Hand schien sein Herz zu umspannen…

*

Schwer setzte er einen Fuß vor den anderen.

Brent kam sich vor, als wäre er auf einen fremden Stern geraten.

Die Einsamkeit, die Leere, Trostlosigkeit und Vernichtung um ihn herum berührten ihn eigenartig.

Die Menschen fehlten.

Waren sie alle – verschüttet? Oder – waren sie geflohen?

Hatonshire sah nicht so aus, als wäre der Erdstoß erst vor wenigen Minuten erfolgt, als er ihn auf der Straße wahrnahm.

Der Sturm des Grauens mußte sich schon vor Stunden oder Tagen ereignet haben…

Nein, Tage… das war nicht möglich. Der Bericht eines gewissen Billy Hopkins, dem einige Besonderheiten aufgefallen waren, war erst wenige Stunden alt.

Larry kam an einem zerstörten Haus nach dem anderen vorbei. Die sahen aus, als ob hier ein Bombenangriff stattgefunden hätte. Dann sah er den hellen Lichtschein.

Mitten im Ort schienen gewaltige Lampen zu brennen.

Larry begann zu laufen, er mußte höllisch aufpassen, um nicht über die steinernen Buckel zu stolpern, die überall aus der verdrehten, aufgebrochenen Straße herausragten.

Die Lampen ließen die Häuser auf der anderen Straßenseite mächtige Schatten werfen.

Als Larry näher kam, glaubte er an einen schlechten Scherz.

War dies tatsächlich das zerstörte Hatonshire – oder war es die Kulisse zu einem Film? Was er sah, schien wie eine Szene aus einem Alptraum.

Riesige Scheinwerfer waren im Halbkreis aufgestellt. Die dicken schwarzen Kabel lagen wie schlafende Schlangen am Boden, ragten durch Keller- und Wohnungsfenster und wurden aus noch intakten Steckdosen mit elektrischem Strom versorgt.

Dies war das Zentrum von Hatonshire.

Kleine, dicht aneinander stehende Wohn- und Geschäftshäuser, deren Fassaden bei dem Erdstoß zusammengebrochen waren, waren angeleuchtet, die Straße und der Platz mit dem Brunnen waren so holprig und aufgespalten wie die Straßen überall im Ort. Autos lagen zerbeult zum Teil gegen die Trümmer gelehnt, zum Teil auf den Dächern liegend, als hätte ein Orkan sie herumgeworfen.

Außer den Scheinwerfern gab es zwei auf massiven Stativen ruhende Kameras. Die eine stand mitten auf dem beleuchteten Platz, die andere auf einem steinernen Podest, das wie ein Altar aussah. Erst wenn man genauer hinschaute, war zu erkennen, daß es sich um ein auf einem flachen Hügel stehendes Haus handelte, von dem nur noch die Grundmauern existierten. Die Außenwände waren fein säuberlich abgebröckelt wie abgeschnitten und bildeten einen regelrechten Schuttwall um die Grundmauern.

Die Kamera dort oben drehte sich, das Objektiv veränderte seine Einstellung.

Larry Brent atmete tief durch, lief quer über den Platz und erklomm das Podest. Von hier aus war der Blick über die zerstörte Innenstadt, über die menschenleeren Häuser und Geschäfte und über

die zertrümmerten Autos ungeheuerlich.

Die Kamera surrte. Sie befand sich in Betrieb. Unsichtbare Geisterhände schienen sie zu betätigen und die Objektive zu verändern.

Wer immer hier die Kamera installiert hatte, mußte vom Teufel besessen oder wahnsinnig sein! Nur ein kranker Geist konnte daran denken, diese Ereignisse im Augenblick des Todes auf Zelluloid zu bannen.

Hier ging nichts mit rechten Dingen zu.

Als er den ersten Tip erhielt, hatte schon ein Alarmsignal in ihm angeschlagen.

Er versuchte die Kamera herumzuziehen und abzustellen. Es ging nicht! Geisteskräfte waren hier wirksam.

Die Kamera surrte weiter, die Einstellungen des Objektivs veränderten sich ständig.

Da hörte er eine Stimme und Geräusche.

Unweit des Mauersockels drang der Ruf aus dem verschütteten Keller und waren Kratz- und Schablaute dumpf wahrnehmbar.

Das Haus, aus dem jemand um Hilfe rief, mußte ein Gasthof gewesen sein, das Wirtshausschild baumelte an einem rostigen Eisenträger.

»Hilfe! Hilfe!«

*

Da lebte doch noch jemand!

Larry Brent sprang von dem Mauersockel und begann gleich darauf in Höhe des verschütteten Kellerfensters zu graben, aus dem er die Hilferufe vernommen hatte.

Er klopfte mehrere Male mit einem Stein gegen die Wand und erhielt als Antwort ebenfalls dumpfe, schwache Klopfzeichen.

X-RAY-3 räumte Steine und Schutt weg und legte das Fenster frei.

Eine verkrampfte, mit grauem Staub überzogene und blutig zerkratzte Hand schob sich ihm entgegen. Er brauchte drei volle Minuten, um den Verschütteten vollends freizulegen.

Der Mann war an mehreren Stellen verletzt und total erschöpft.

»Danke«, brachte er mühsam hervor. Er atmete schnell und flach und brachte kaum die Kraft auf, die Augenlider zu heben. »Tot…«, hauchte er, »sind alle… tot… keiner hat das Grauen überlebt… es kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel…«

Der Mann sprach wie im Fieber. Seine Hände und sein Kopf fühlten sich auch heiß an. Larry bettete den Kopf des Verletzten hoch. Mehr konnte er nicht für ihn tun.

»Wie kamen Sie in den Keller?« fragte X-RAY-3. »Befinden sich

noch andere Menschen dort unten?«

»Nein… alle… weiter oben… als es losging, rannte ich… wie von Sinnen los… das war mein Glück. Die anderen wurden… in ihren Zimmern lebendig begraben… ich stürzte noch zur Haustür, als die Hauswand einbrach… da floh ich in den Keller… das war mein Glück… Schutt ist auch auf mich gestürzt, hat mich aber nicht vollends begraben… konnte mich mühselig befreien… es muß Stunden her sein…«

Larry Brent vergewisserte sich, ob der Gerettete sich auch nicht getäuscht hatte. Er kroch in das freigelegte Kellerfenster und kam in einem dunklen, muffig riechenden Raum an, zu dem es keinen weiteren Zugang mehr gab.

Dieser Mann hatte in der Tat großes Glück gehabt, daß er praktisch hier eingeschlossen worden war und den Erdstoß überdauerte.

Larry kroch durch das Loch nach draußen zurück. Dieses heftige Erdbeben, das eine ganze Ortschaft in den Boden gestampft hatte, konnte doch von den Erdbebenwarten nicht unbemerkt geblieben sein.

Inzwischen mußte man schon außerhalb Hatonshire eine Ahnung davon haben, in welcher Gegend etwa die Erschütterungen erfolgt waren.

Hatonshire war nach dem ersten warnenden Ereignis in den frühen Mittagsstunden schließlich gefährdet. Warum befanden sich keine Helfer unterwegs?

Er wartete förmlich auf das Knattern eines Helikopters. Aber die Luft blieb totenstill, als wäre die zerstörte Ortschaft hier in der Schlucht die einzige Stätte auf der ganzen Welt.

Larry Brent kümmerte sich um den Verletzten.

Er wollte den Mann nicht mit Fragen bombardieren, obwohl ihm zahllose auf den Lippen lagen.

Der Verletzte fing an von allein zu reden.

»Bemühen Sie sich nicht… ich mach’s nicht mehr lange. Wenn Sie’s geschafft haben, ihnen zu entkommen, dann… sollten Sie auch nicht länger bleiben… gehen Sie von hier fort, ehe sie zurückkehren…«

»Wer soll zurückkehren?«

Ein Zucken lief über das bleiche, schmerzverzerrte Gesicht.

Die Lippen des Mannes waren völlig ausgedörrt.

»Die Riesenschnecken, die verdammten Riesenschnecken… sie waren keine Attrappen, wie der Sheriff meinte… er hat’s zu spät geglaubt… nun hat es auch ihn erwischt… die es schafften, auf die Straße zu kommen und nicht von den Schuttmassen begraben zu werden… wurden in die Sauglöcher gezogen und verschwanden, als hätte… es sie nie gegeben… Wasser… Durst…«, murmelte der Fiebernde.

»Gedulden Sie sich einen Moment. Ich bin sofort zurück.«

Brent lief zu seinem Fahrzeug. Er hatte zwei Flaschen mit einem Erfrischungstrunk dabei. Eine nahm er mit zurück zu dem Verletzten, setzte ihm den Flaschenhals an, und der Mann trank gierig.

Sein Puls war schwächer geworden, das Fieber gestiegen.

»Ich werde Sie nach Dayton bringen«, sagte Larry Brent.

»Ich werde die Fahrt nicht überstehen… es hat keinen Sinn, Mister… sparen Sie sich die Mühe! Ich glaube, man merkt, wenn es zu Ende geht… ich wollte das nie wahrhaben… da Sie jedoch noch fit sind… eine Bitte hätte ich an Sie… suchen Sie die Redaktion des ›Evening Mag‹ auf… ich bin… Billy Hopkins… erzählen Sie, was Sie hier gesehen haben und grüßen Sie John Blamon von mir… Er wollte nicht glauben, daß es die Viecher gibt, daß Octlan dahintersteckt. Er ist ein Hexer! Er verbirgt sich in den alten, stillgelegten Stollen… Mary Brown hatte eine Nase dafür… sie war ein Medium, glaube ich… sie hat die Gefahr zuerst gespürt… Octlan wollte die Wirklichkeit auf Zelluloid bannen… Leichenschlucht? Nicht wahr?… Hatonshire ist dem Erdboden gleichgemacht… die Leichenschlucht ist entstanden… nicht als Filmkulisse, sondern in Wirklichkeit… Joe Octlan steckt dahinter… man muß ihn finden – und vernichten… Er kann kein Mensch mehr sein.« Der Sterbende wollte dem noch etwas hinzufügen, aber die Zeit reichte ihm nicht mehr. Er streckte sich und seine Pupillen vergrößerten sich ins Unendliche.

Billy Hopkins hatte ausgelitten.

Larry Brent kam nicht zum Überlegen.

Als Hopkins seinen letzten Atemzug machte, bellten hart und trocken zwei Schüsse durch die Stille.

*

Er warf sich herum.

Die Schüsse waren in einer Nachbarstraße abgefeuert worden.

Larry Brent lief los.

Als er um ein in Schutt liegendes Kino bog, sah er am anderen Ende der Straße einen Mann stehen, der ein Gewehr schwang, sich im Kreis drehte und dem die Haare wild ins Gesicht hingen.

»Kommt nur! Da… ich seh’ euch… hier… ich geb’s euch!«

Er grölte und geiferte wie von Sinnen und lud erneut durch.

Der Schuß krachte durch die nächtliche Straße und kehrte als Echo wieder, von den Schluchtwänden zurückgeworfen.

»Haaahaha… hohooo… ich geb’s euch… ich bin stärker als ihr!«

Im Schutz der Trümmergrundstücke rannte Larry Brent auf den wild um sich Schießenden zu.

»Da ist noch eine!« Wieder ein Schuß.

Die Kugel jagte durch die Straße, knallte gegen einen umgeknickten Laternenmast und surrte als Querschläger in gefährliche Nähe Larry Brents. Zischend und jaulend flogen Gesteinssplitter um die Ohren des PSA-Agenten.

Geduckt lief Larry weiter.

Da erblickte ihn der wütende, mit hochrotem Kopf versehene Schütze.

Der Mann zog die Waffe und winkte damit.

»Schnell! So kommen Sie hierher… Da ist schon wieder eine!«

Der Mann trug Blue Jeans und eine verschlissene Lederjacke. Der Metallstern an dieser Jacke war verdrückt. Das war der Sheriff von Hatonshire, der wie durch ein Wunder die Katastrophe überstanden hatte.

X-RAY-3 kam auf die Höhe des Mannes, der mit vor Fieber glänzenden Augen die Straße absuchte, zusammenzuckte, plötzlich einen Aufschrei von sich gab und sich zu Boden warf.

»Deckung! So gehen Sie doch in Deckung, Mann!«

Dann jagte er eine Kugel nach der anderen in die Luft, rollte sich über den Boden, schwitzte und stöhnte; sein angstverzerrtes Gesicht war ein Spiegel seiner Gedanken und Gefühle, die er in diesen Sekunden durchmachte.

»Ihr Biester! Ihr elenden Biester! Da… und da und da…« Der Mann wirbelte herum, schrie, und Larry mußte sich hinter eine Mauer werfen, um Schutz zu suchen, weil der verrückt gewordene Sheriff von Hatonshire gegen seine unsichtbaren Feinde kämpfte.

Was dieser Mann erlebt hatte, mußte so furchtbar sein, daß es zu einem Trauma für ihn geworden war.

Es gab weit und breit keine Riesenschnecke zu sehen – aber für diesen Mann war die in Schutt und Asche liegende Kleinstadt angefüllt mit Feinden. Er sah sie überall und war in seinem Wüten nicht zu bremsen.

Schaum flockte um seinen Mund, der Mann drehte sich um seine eigene Achse, und plötzlich zischte der Sturm pfeifend durch die Straße und Larry flog gegen die Mauer. Sand und Steine gerieten in Bewegung – und erst recht der Sheriff. Wie ein welkes Blatt wehte er davon und schoß, noch während er über den Boden schleifte, als ob ein riesiger Sog ihn erfaßt hätte, um sich.

Vorn am Ende der Straße flatterte und schmatzte das Saugloch, in das er mit unbändiger Gewalt gezogen wurde, während Larry Brent an der Mauer klebte und der Luftzug um ihn herumwirbelte, als wollten ihn die Luftmassen vom Boden reißen und ebenfalls mitschleppen…

*

Er stand seitlich und brachte nicht die Kraft auf, sich so weit zu drehen, um die Bestie voll ins Blickfeld zu bekommen.

Er nahm die menschengroße Schnecke mehr wahr als einen Schatten, der groß und bedrohlich näher kam und eine ungeheure Saugwirkung entwickelte.

Der Sheriff schoß, und die Kugeln knallten dem Ungetüm aus dem Reiche Rha-Ta-N'mys auf den hornartigen Panzer, prallten ab, abgeplattet und wirkungslos, und drangen nicht ein!

Da schoß Larry!

Grell blitzte die Smith & Wessen Laser auf. Der vernichtende, haarfeine Strahl jagte dem Ungetüm über der Saugöffnung in das spitze, trompetenförmige Anhanggebilde.

Der wahnsinnige Sheriff war nicht mehr zu retten. Er verschwand in dem düsteren, schleimig vibrierenden Loch, und der Laserstrahl erwies sich in dieser Sekunde ebenso wirkungslos wie die Projektile aus dem Gewehr.

Diese Materie war nicht auf natürliche Weise zerstörbar! Es gab in diesem Augenblick keine Gegenwaffe, um die Riesenschnecke aus einem anderen Dasein zur Strecke zu bringen!

Das Ungeheuer aber hatte den neuen Feind registriert.

Lautlos und behäbig kam es näher.

Es wäre genug Zeit gewesen, zu fliehen – wenn er gekonnt hätte!

Der Sog preßte ihn an das Mauerwerk, obwohl er sich verzweifelt dagegen stemmte. Er ging zu Boden, um ihn herum entstanden Luftwirbel, die verhinderten, daß er seitlich ausbrechen konnte.

Er hörte es bersten und krachen.

Mörtel spritzte, Steine kullerten. Die Wand, hinter der er Schutz gesucht hatte, lockerte sich auf. Der Sog war so gewaltig, daß Steine und Mörtel abgesaugt wurden und die ganze Mauer donnernd nach außen kippte.

Der fauchende, tosende Orkan ließ die Luft erzittern. Der Sand und die Steine jagten wie welkes Laub über den Erdboden, und Larry Brent wurde einfach mitgerissen.

Er war selbst einer dieser Steine, die sich rasend schnell der gierigen, mordenden Saugöffnung näherten. Und die unheimlich, bizarr und erschreckend wirkende Schnecke schien genau zwischen Dreck und Verdaubarem unterscheiden zu können. Die Steine und der Sand flogen unmittelbar an der feuchten Öffnung vorbei. Der Luftstrom war steuerbar für dieses Unheilgeschöpf.

Larry Brent aber jagte genau auf das Zentrum des Sauglochs zu.

Fauchend und krachend wurde die Luft gepeitscht.

Alles um ihn herum wirbelte und war in Bewegung geraten wie ein teuflisch schnelles Karussell.

Und in diese Bewegung hinein feuerte Larry einen Laserschuß nach

dem anderen, in der Hoffnung, vielleicht doch eine verwundbare Stelle des Monstrums zu entdecken. Das Hornhaus war ein Schutz – also gab es auch schwache Stellen!

Aber der Sog blieb ebenso wie die Bestie, und mit ohrenbetäubendem Brüllen, das aus der Tiefe des fauchenden Schlundes kam, jagte er dem vernichtenden Rachen entgegen, der in diesem Ort schon so vielen unschuldigen Menschen zur tödlichen Falle geworden war.

Er sah das riesige, dunkle, vibrierende Loch direkt vor sich.

Er wußte, jetzt gab es keine Chance mehr!

*

Da schwoll das triumphierende Schreckensgebrüll und der fauchende Todessturm zu einem entsetzlichen Orkan.

Dann eine holprige, ruckartige Bewegung… Larry Brent flog seitlich gegen die hornartige Ausbuchtung des Saugrachens. Der Luftstrom versiegte, stand eine Sekunde lang still und verkehrte sich dann ins Gegenteil.

Der brüllende, schreiende Orkan aus dem flatternden Saugrachen wurde zu einem tosenden Stoß, der den PSA-Agenten zur Seite schleuderte.

Auf dem Boden liegend sah Larry Brent, daß mit der Riesenschnecke etwas geschah.

Der mächtige Leib des Ungetüms kippte zur Seite, die Aktionen aus dem Saugloch wechselten zwischen Stoß- und Saugluft, und es hörte sich jedesmal an, als ob ein überdimensionaler Staubsauger aktiviert würde.

Die Schnecke brüllte! Sie bewegte sich ruckartig um die eigene Achse, als ob sie unter Gleichgewichtsstörungen leide. Dabei gab sie schrille, markerschütternde Pfeiftöne von sich, die die Luft erzittern ließen und als Vielfache Echos durch die Schlucht über die vernichtete Ortschaft webten.

Larry Brent glaubte seinen Augen nicht trauen zu können, als er sah, auf welche Weise sich hier ein Kampf zwischen Leben und Tod abspielte, ein Kampf, der ihm zumindest für diese Sekunden schon das Leben geschenkt hatte.

Da gab es jemand, der im wahrsten Sinne wie ein Bote aus einer anderen Welt auftauchte, um hilfreich einzugreifen.

Auf dem krummen, genoppten Rücken der Schnecke stand ein Mann und hielt sich mit einer Hand an dem vorletzten Auswuchs des Schneckenhauses fest, während er mit der anderen verzweifelt und kraftvoll das Schwert führte, um den hintersten, korkenzieherartig verdrehten Anhang abzuschlagen.

*

Dieser Mann war Björn Hellmark.

Er führte das Schwert mit harter Hand. Knirschend schlug die Schneide in den Korkenziehertentakel, und wieder vertiefte sich die Kerbe. Die oberste Rindenschicht war so weit angeknackt, daß sich eine dunkle, zuckende Masse zeigte, die zäh und tropfenartig hervorquoll.

Das magische Leben der menschenfeindlichen Ungetüme saß in den Korkenzieherauswüchsen.

Die mußte er öffnen, um den Gegner zu Fall zu bringen.

Alles fiel ihm wieder ein… damals, in seinem Leben als Kaphoon.

Die unheimlichen Geräusche eben hatten ihn angelockt, als er den Teleportationssprung von New York in die Randbezirke nach Dayton machte. Er war durch Macabros zu weit außerhalb der Stadt angekommen, da er nicht den Standort des Parapsychologischen Forschungsinstituts kannte.

Da hörte er die tosenden, geisterhaften Laute. Sie kamen aus der Schlucht und erinnerten ihn an einen Kampf mit einer Riesenschnecke, die er seinerzeit als Kaphoon im fernen Xantilon besiegt hatte. Damals hatte er den Weg gefunden, sich von den Scheusalen zu befreien, die halb Dämonen, halb Schädlingsgeschöpfe waren, mit einer Intelligenz ausgestattet, die nur das sinnlose Töten kannte.

Das Leben saß in den Hörnern. Die mußte man kappen!

Hellmark zog das Schwert des Toten Gottes und stürzte sich in den Kampf.

Die erste Korkenziehertentakel fiel.

Die Riesenschnecke schwankte und tobte, versuchte verzweifelt, den Gegner abzuschütteln, stieß ruckartig fauchende Orkane ab und saugte. Sand und Steine flogen um sie herum.

Hellmarks Lage auf dem Rücken des Untiers wurde jetzt ungleich schwerer.

Er mußte sich auf den Bauch legen, um die Tentakel zu kappen, an der er sich eben noch festhalten konnte und die die zweite Hälfte des magischen Lebens enthielt, welches ganz auf Rha-Ta-N'my eingestimmt war.

Da handelte Larry Brent.

Als X-RAY-3 erkannte, worauf es ankam, war alles nur noch ein Kinderspiel für ihn.

Die Korkenziehertentakel waren die verwundbaren Stellen, die er gesucht hatte.

Der Laserstrahl kam wie ein Blitz und lautlos.

Er sägte die obere harte Schicht förmlich ab. Die Tentakel kippte, hing nur noch an einem dünnen Faden, und dickflüssig schwappte eine schwarze Masse auf das Schneckenhaus. Das unheilbringende Tier pfiff schrill und kreischte.

Dann brach es zur Seite.

Flatternd schloß sich das Saugloch, es herrschte Totenstill.

Björn Hellmark sprang mit einem Satz von dem Schneckenhaus und kam federnd auf. Larry Brent richtete sich vom Boden auf und klopfte sich den Staub von den Kleidern.

Die beiden Männer gingen aufeinander zu.

Larry Brent, die Smith & Wessen Laser in der Rechten, Björn Hellmark mit dem Schwert des Toten in der Hand.

»Ich glaube, wir kennen uns«, sagte Hellmark.

Larry nickte. Auch er hatte diesen Mann schon mal gesehen, nur ganz flüchtig, aber sofort instinktiv erkannt, daß er es hier mit einer Persönlichkeit zu tun hatte, die wußte, was sie wollte, und die vor allen Dingen auf der Seite des Gesetzes stand. Er mußte an sein Abenteuer und die erste Begegnung mit dem zeitlosen Armand Graf Leucate denken. »Es ist schon eine Zeitlang her… damals, im Pandämonium«, sagte Brent leise.

»Richtig! Schon damals hab' ich geahnt, daß wir uns wiedersehen würden. Ich heiße Björn Hellmark.«

»Ich bin Larry Brent.«

Sie reichten sich die Hände. Es war ein Händedruck, mit dem eine Freundschaft begann…

*

Sie klärten das, was notwendig war zwischen ihnen.

Hellmark wollte gern wissen, wie es zu dieser schrecklichen, der Allgemeinheit noch nicht bekannten Katastrophe gekommen war, und er interessierte sich für Larry Brents ungewöhnliche Waffe.

X-RAY-3 sagte, was er von dem Sterbenden erfahren hatte und erklärte die Funktion der Laser. Dann erkundigte er sich nach der seltsamen Waffe, die für diese Zeit so ungewöhnlich war, mit der Hellmark jedoch bemerkenswert gut umzugehen verstand.

Auf diese Weise kreisten sie das ein, was sie gegenseitig interessierte, und so kam es auch, daß in aller Offenheit von der furchtbaren Rha-Ta-N'my gesprochen wurde, über die sie beide etwas, aber nichts Genaues wußten.

Brent wurde klar, daß die Begegnung mit Björn Hellmark einen entscheidenden Einschnitt in seinem Leben bedeutete. Er erwähnte seine Tätigkeit bei der PSA, ohne preiszugeben, welch exponierende Rolle er dort wirklich spielte.

Sie begriffen beide, daß sie im Grunde genommen das gleiche Grauen bekämpften und daß gerade die Gestalt der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my ein Symbol war für die Schrecken, die nicht von Menschen gemacht und doch in der Welt der Menschen zu Hause waren.

Joe Octlan hatte das Grauen beschworen. Da schien kein Zweifel mehr daran zu bestehen. Und Hellmark, den der Zufall hierher verschlagen hatte, war aus dem gleichen Holz geschnitzt wie der Agent der PSA.

Octlans wahnwitziger, von Rha-Ta-N'my besessener Geist hatte die Kameras aktiviert und die Katastrophen aufgenommen. Auch das, was sich hier in der Straße abgespielt hatte, war von den geisterhaft surrenden Kameras auf Film gebannt worden.

»Joe Octlan ist noch da. Wir müssen ihn finden!« sagte Larry, sich der Worte Billy Hopkins' entsinnend, der behauptet hatte, daß der Produzent irgend etwas mit den stillgelegten Bergwerksstollen zu tun hatte.

Gemeinsam verließen sie die tote Ortschaft und stiegen hinauf zu den dunklen Stollen.

Larry Brent und Björn Hellmark blieben dicht beisammen.

Hellmark war ein guter Führer. Er wählte den mittleren Eingang des Stollens. Kaum sichtbare Schleimspuren auf dem Boden wiesen daraufhin, daß die Riesenschnecke tatsächlich hier herausgekommen sein mußte.

Sie gingen tief in den Stollen hinein.

Larrys Taschenlampe riß die dunklen Wände und die morschen Balken aus dem Dunkel.

Der Stollen machte eine scharfe Biegung und mündete in eine Nische, die aussah, als ob in ihr eine versteinerte Regalwand untergebracht sei, Bilder, die zu Stein geworden wären.

Und in der Nische spielte sich blitzschnell etwas ab, was keiner mehr von ihnen verhindern konnte.

Larry drückte noch ab. Der Strahl raste in den schwarzen, sich aufblähenden Leib, in dem ein Mensch hockte, der bis zur Brust darin versunken war und immer tiefer in ihm versank.

Der Strahl bohrte sich in den Leib der Bestie aus Rha-Ta-N'mys Reich. Dampfend lösten sich einige Bezirke auf.

Joe Octlan schrie Sie an. »Ihr habt nur eine Schlacht gewonnen, keinen Krieg! Ich werde wiederkommen, das prophezeie ich euch – und dann werde ich euch mitnehmen, hinüber zu Rha-Ta-N'my, die eure Seelen verspeisen wird!«

Die Worte klangen schaurig und erstarben, als der quallige Schleimleib grau wurde, schließlich transparent, und ganz deutlich zu sehen war, daß in dem schwarzen, vergehenden Leib zwei

Riesenschnecken und Joe Octlan wie Embryos hockten. Larry Brent wurde in erschreckender Lebhaftigkeit an seine erste Begegnung mit dem Wesen und der Art Rha-Ta-N'mys erinnert und an Achmed Khaa-Shazaam, den Araber, der damals mit Gorho einen ähnlichen Übergang bewirkte, der bis heute nicht geklärt werden konnte.

Joe Octlan verließ diese Welt. Daran konnte auch Hellmarks Dämonenmaske nichts mehr ändern, die er sich noch schnell überstülpte, und die Larry mehr erschreckte als die vergehende Bestie.

Der Spuk löste sich auf – zurück blieben die versteinerten Bücher und Bilder, die Vasen und Skulpturen und die schrecklichen Worte, die der Besessene zuletzt gesprochen hatte.

»Wie Khaa-Shazaam«, murmelte Larry. »Ich hätte nie für möglich gehalten, daß ich noch mal mit einer ähnlichen Situation konfrontiert werden sollte und daß sie fast unter den gleichen Vorzeichen abläuft.«

Er berichtete, was er damals gemeinsam mit seiner Kollegin Morna Ulbrandson erlebt hatte.

»Vielleicht ist Octlan jetzt mit diesem Araber vereint. Ihre unverständliche Sehnsucht nach der Welt der Finsternis hat sich erfüllt. Vielleicht werden wir sie beide gestärkt als Gegner vor uns stehen haben. Dieser Vorgang hier hat eines gezeigt, das trotz allem tröstlich ist! Sie vermögen das Grauen zu verbreiten und hinterlassen Wunden und Narben. Aber sobald sie erkennen, daß es Möglichkeiten gibt, wie man sich ihrer entledigen kann, kneifen sie. Vielleicht werden wir eines Tages soviel wissen, um ihnen die Flucht in ihr jenseitiges Reich ebenso zu versperren wie ihr Eindringen von dort. Sie sollen dort bleiben, wohin sie gehören. Diese Welt gehört den Menschen!«

*

Ein Zeichen dafür, daß Rha-Ta-N'my mit der Entwicklung der Dinge nicht zufrieden war, zeigte sich in dem verbrennenden Monstrum, das sich in einen verglühenden Ascherest auflöste, als Larry Brent und Björn Hellmark in das zerstörte Hatonshire zurückkehrten.

Rha-Ta-N'my hatte ihre Spuren hinterlassen, sie hatte die von Octlan Bezeichnete »Leichenschlucht« in der Tat geschaffen.

Aber nur Larry Brent und Björn Hellmark, die unmittelbar als Zeugen wie als Kämpfer und Erkennende betroffen worden waren, erkannten dies.

Im Morgengrauen lief die Rettungsaktion an. Über den PSA-Ring forderte Larry Brent Hilfe an.

Hubschrauber kamen, Soldaten der Nationalgarde schippten und schaufelten und hackten mit Pickeln die Steine und den Schutt weg.

Unter den Trümmern fand man Tote, aber auch einige Verletzte, denen an Ort und Stelle noch ärztliche Hilfe zuteil wurde. Fachleute kamen. Sie standen vor einem Rätsel.

Es gab nicht eine einzige Aufzeichnung in den Erdbebenwarten der Welt, die diesen heftigen, katastrophalen Erdstoß aufgezeichnet hätten!

Aufgezeichnet aber hatten die Geisterkameras des Joe Octlans den Vorgang.

Larry Brent hatte die Filme beschlagnahmt und ließ sie von Fachleuten der PSA auswerten.

Vielleicht erfuhr man endlich mal mehr über die rätselhafte Rha-Ta-N'my und die Menschen, die ihr verfielen, die sich selbst aufgaben und bereit waren, den Weg in das Grauen zu gehen.

Wenn es gelang, diese Frage zu klären, würde dies möglicherweise auch Björn Hellmark weiterhelfen in seinem Kampf gegen Molochos, der die Stufe zu der Dämonengöttin bisher am höchsten erklommen hatte.

Achmed Khaa-Shazaam und Joe Octlan waren möglicherweise die Nachfolger dieser Zeitrechnung, würden selbst eine Art Molochos werden – wer wußte schon, wie das dort drüben in den Gefilden der Dunkelheit und des Grauens, entschieden wurde…

Am nächsten Vormittag trennten sich die Wege Björn Hellmarks und Larry Brents, und sie wußten beide, daß sie nun von Fall zu Fall, gerade wenn es um Rha-Ta-N'my ging, Kontakt aufnehmen wollten.

Für Larry Brent gab es so gut wie keine Möglichkeit, sich mit Hellmark in Verbindung zu setzen. Doch der versprach, die nächste sich bietende Gelegenheit zu nutzen und Larry in New York zu treffen. Er versprach ebenfalls, Brent mitzunehmen auf die unsichtbare Insel Marlos, die sein Refugium war, das er leider nur allzu wenig selbst nutzen konnte.

»Aber vielleicht ist der Tag näher, als wir denken, und wir können alle wieder in einer Welt leben, die nicht bedroht wird und deren Entwicklung nicht in eine Katastrophe führt«, sagte Hellmark zum Abschied. »Dann wird es viele Marlos-Inseln geben, die ganze Welt kann eine sein, wenn die Menschheit den rechten Weg erkennt und sich nicht von ihm abbringen läßt.«

Seine nächsten Ziele waren Dayton und das Palais seines Freundes Richard Patrick, wo er das Geheimnis des Zusammenhangs zwischen dem Auftauchen des Dämons mit dem Menschennamen Brian Adams und der Bedrohung zu klären hoffte, die wie ein Damoklesschwert über dem Haupte Patricks schwebte…

ENDE

Macabros und seine Welt

Björn Hellmark:

26, einsachtzig, blond, ausgezeichneter Sportler in vielen Disziplinen. Nach einem manipulierten Unfall wurde Hellmarks Wiedergenesung verschwiegen; während heftiger Fieberträume, die er durchmachte, erschien ihm eine Gestalt, die sich Al Nafuur nannte. Dieser Mann hatte eine Botschaft für ihn.

Nach seiner Genesung verfügte Hellmark über die Gabe der Bilokation, d. h. er kann an zwei Orten zu gleicher Zeit sein.

Hellmark hat sein gesamtes Vermögen verloren, weil durch Dämonen und dämonenmanipulierte Menschen falsche Wirtschaftsaktionen ausgelöst wurden. Hellmark ist Herr der unsichtbaren Insel Marlos, die zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln in der Clarion-Graben-Zone liegt. Er besitzt das ›Schwert des Toten Gottes‹, die Dämonenmaske, den Trank der Siaris und inzwischen drei Augen des Schwarzen Manja, von denen er jedoch mindestens sieben braucht, um seine dämonischen Widersacher für alle Zeiten abzuweisen. Björn Hellmarks Doppelkörper heißt Macabros.

Carminia Brado:

Zweiundzwanzigjährige Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Björn lernte sie beim Karneval in Rio kennen. Sie tanzt leidenschaftlich gern Samba. Hellmark nennt sie wegen ihrer braunen Hautfarbe zärtlich ›Schoko‹. Carminia kennt Hellmarks Geheimnis.

Rani Mahay:

Inder aus dem Staate Bhutan. Man nennt ihn auch den ›Koloß von Bhutan‹. Mahay ist 28 Jahre alt, zwei Meter groß und zwei Zentner schwer. Er trägt eine Vollglatze und ist stolz darauf. Auch in Mahays Adern fließt das Blut der alten Rasse, er ist ein Nachkomme jener Flüchtlinge, die einst von Xantilon flohen, um auf einem anderen Kontinent ein neues Leben zu beginnen. Mahay kann mit bloßem Willen Tiere zähmen. Bei Gefahr wendet er diese Fähigkeiten auch bei Menschen an.

Pepe:

14, fremdsprachenbegabt. Hellmark hat ihn an Sohnes Statt angenommen. Pepe wurde im Urwald von Yukatan groß. Wie Uri Geller verfügt er über parapsychologische Fähigkeiten. Ohne daß er es oft selbst will, verbiegen sich in seiner Gegenwart Bestecke, platzen Glühbirnen, bleiben in Kaufhäusern Rolltreppen oder Fahrstühle stehen…

Frank Morell alias MIRAKEL:

29, dunkelhaarig, einsachtundsiebzig, von Beruf Konstrukteur, fährt einen beigen BMW 520. Morell interessiert sich stark für okkulte

Phänomene, für versunkene Kulturen und Mythologien alter Völker. In einem früheren Leben war er ein Dykte. Er hat sich wieder daran erinnert, das Versteck des ›Mirakel-Sterns‹ gefunden und kann damit die kosmobiologischen Kraftströme auf sich einwirken lassen. Dadurch wird er zu MIRAKEL, zum fliegenden Wundermann…

Al Nafuur:

Magier und Zauberpriester der ›Weißen Kaste‹, existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich, von wo aus er geistigen Kontakt zu Björn Hellmark aufnimmt.

Molochos:

Er war ein Mensch, ehe er zum Dämon wurde. Auf Xantilon war er als der oberste der Schwarzen Priester bekannt. Molochos stieg zum Dämonenfürst auf und damit zum Herrscher über einen Teil des Dämonenreiches.

Molochos ist Hellmarks Erzfeind, denn in Björns Adern fließt das Blut der alten Rasse, die der Dämonenfürst über alles haßt. Durch einige, die damals den Untergang überlebten, wird nämlich jetzt eine Konfrontation geschaffen, die Molochos nicht gern sieht. Er will die Welt im Sturm nehmen, aber dazu fehlen ihm einige entscheidende Voraussetzungen. Um Molochos gibt es eine Anzahl ungeklärter Geheimnisse, die seine Vormachtstellung gegenüber Rha-Ta-N'my empfindlich stören könnten. Der Besitz der sieben Manja-Augen ist ein Faktor, das Wissen um die Botschaft, die Björn Hellmark in Tschinandoah zu finden hoffte, ein weiterer.

Es ist dem Dämonenfürsten bisher nicht gelungen, Hellmark auszuschalten.